

BUCHBESPRECHUNGEN

Quellen und Inventare	537
Topographie, Stadtteile und Landgebiet	539
Politische Geschichte, Recht und Verwaltung	541
Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Vereine	543
Kunst, Architektur	546
Kultur, Sprache, Literatur, Musik	558
Kirchengeschichte, Judentum	566
Schulwesen, Bildung, Wissenschaft, Technik	569
Personen und Familien	578

Quellen und Inventare

Bonaccia & Fortuna. Hans Tuchers abenteuerliche Pilgerreise ins Heilige Land, in den Sinai und nach Ägypten 1479/1480. Nach dem Straßburger Frühdruck von 1484 ins Neuhochdeutsche übertragen, kommentiert und eingeleitet von Wolfgang Oppelt. Dettelbach: Röhl 2017. 396 S. mit zahlr. Abb. € 98,-

Wolfgang Oppelt legt mit dem voluminösen Band eine umfangreich eingeleitete und kommentierte Verneuhochdeutschung eines zweifellos spannenden spätmittelalterlichen Pilgerberichts vor: die in Handschrift und Druck weit verbreitete frühneuhochdeutsche Reisebeschreibung des Nürnberger Patriziers Hans Tucher, der in den Jahren 1479/80 das Heilige Land, den Sinai und Ägypten bereiste.

Einem Vorwort, das Aufschluss über die offenbar nicht immer reibungsfreie Vorgeschichte des Projektes gibt, folgt eine durch Literatur, historische Quellenkritik und weitere Reiseberichte mäandernde Einleitung (S. 11–16). Das nächste Kapitel unternimmt den Versuch, das spätmittelalterliche Weltbild des Reisenden zu rekonstruieren, wobei u.a. Frömmigkeit und Ablasswesen, Reliquienpraktiken und die Reisenstationen im Heiligen Land mit einem Florileg aus (nicht mehr ganz frischer) kulturhistorischer Literatur und Belegen aus anderen Reiseberichten kontextualisiert werden (S. 17–38).

Weitere, umfangreiche Kapitel gelten dem historischen Raum der Reise (S. 38–91) sowie Reisen und näherhin Pilgerreisen im Mittelalter samt ihren alltäglichen Begleitererscheinungen (S. 91–129). Eher knappe Abschnitte widmen sich den mittelalterlichen Pilgerberichten (S. 129f.), einer Kurzbiographie Hans Tuchers (S. 130–131) und seinem Reisebericht (S. 131–134). Die Einleitung endet mit einem knappen Verweis auf die Textgrundlage der Übersetzung und einer umständlichen Rechtfertigung der Übersetzungs- und Kommentierungspraxis.

Im eigentlichen Übersetzungsteil erweist sich Oppelt der frühneuhochdeutschen Vorlage durchaus gewachsen und wird seinem eigenen Anspruch gerecht (S. 143), eine vorsichtig modernisierende Verneuhochdeutschung vorzulegen, die einerseits das Verständnis des Textes fördert, aber auch noch etwas vom sprachlichen Charakter der Vorlage bewahrt. Damit erreicht er tatsächlich eine erhebliche Verbesserung gegenüber der nicht von übermäßiger historischer und philologischer Kenntnis geprägten Über-

setzung von Volker Alberti und Brigitte von Tucher: Von Nürnberg nach Jerusalem. Die Pilgerreise des reichsstädtischen Patriziers Hans Tucher 1479 bis 1480 (Altnürnberger Landschaft 46), Nürnberg 2000. Jede Gelegenheit, deren Defizite herauszustellen, hätte der Verfasser freilich auch nicht nutzen müssen. Ein umfangreicher Anmerkungsapparat zur Übersetzung (gut 1.500 Anmerkungen!) lässt kaum Wünsche offen; manchmal wäre hier weniger sogar mehr gewesen.

Bei allem Gewinn einer soliden Übersetzung und guten Erschließung des Textes zeigen sich aber auch deutliche Defizite, die vor allem in der wissenschaftlichen Praxis liegen. So offenbart etwa die Begründung zur Auswahl der Textgrundlage (S. 140) einen allzu pragmatischen Ansatz: Oppelt zog die Straßburger Knoblochtzter-Ausgabe von 1484 heran, weil sie in einem älteren Faksimiledruck leicht zugänglich ist (Das Reisebuch des Hans Tucher, hg. v. Erhard Pascher, Klagenfurt 1978). Dass der Reisebericht jedoch schon im 15. Jahrhundert in insgesamt sechs Druckausgaben vorliegt, von denen noch 92 Exemplare in öffentlichen Einrichtungen vorhanden sind, bleibt unerwähnt. Schon seit vielen Jahren liegen die meisten in leicht zugänglichen Digitalisaten vor. Nachdem an anderen Stellen des Bandes die einschlägige Arbeit von Randall Herz: Studien zur Drucküberlieferung der ‚Reise ins Gelobte Land‘ Hans Tuchers des Älteren. Bestandsaufnahme und historische Auswertung der Inkunabeln unter Berücksichtigung der späteren Drucküberlieferung, Nürnberg 2005, zitiert wird, müsste ihm eigentlich bekannt gewesen sein, dass sich die Augsburgische Schönsperger-Ausgabe von 1482 besser geeignet hätte, zumal sie auf der auch vom Verfasser (S. 140) zu Vergleichszwecken herangezogene und von Randall Herz: Die ‚Reise ins Gelobte Land‘ Hans Tuchers des Älteren (1479–1480), Wiesbaden 2002 edierten Handschriftenüberlieferung beruht.

Kritikwürdig ist der Stand der wissenschaftlichen Durchdringung auch an anderen Stellen. Nicht nur, dass einige neuere Arbeiten zum Reisebericht selbst zu fehlen scheinen – die ausufernde Fußnotenpraxis samt einigen abstrusen Abschweifungen in den Anmerkungen (z.B. S. 139, Anm. 911) erweist sich bei näherem Hinsehen mehr als Scheinwissenschaftlichkeit. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass viele Argumentationen bei letztlich kulturgeschichtlicher Oberflächlichkeit weniger der Erhellung der Sache, als eher dem Nachweis der Belesenheit des Autors dienen.

Dass Oppelt weitschweifig mit einem Bloch-Zitat (S. 142) an die Pflicht des Autors erinnert, bereits Publiziertes zur Kenntnis zu nehmen, fällt ihm schnell auf die Füße. Seine Ausführungen zu mittelalterlichen Reiseberichten beruhen doch weitgehend auf der mittlerweile etwas angestaubten Monographie von Ursula Ganz-Blättler: Andacht und Abenteurer. Berichte europäischer Jerusalem- und Santiago-Pilger (1320–1520), Tübingen ³2000. Immerhin werden einige Arbeiten der DFG-Forschergruppe ‚Palästina-Pilgerberichte‘ (1990–1994) um Dietrich Huschenbett zur Kenntnis genommen. Damit ist der chronologische Horizont der bibliographischen Erschließung aber offenbar schon erreicht. Es fehlen die neueren Arbeiten zu Reise, Fremdheit, Pilgerfahrt oder religiöser Kommunikation fast durchgehend. Nur exemplarisch sei darauf hingewiesen, dass man über Kulturbegegnungen nicht mehr ohne Folker Reichert: Erfahrung der Welt. Reisen und Kulturbegegnung im späten Mittelalter, Stuttgart / Berlin / Köln 2001, schreiben kann; dass man die im Text häufig herangezogenen Parallelen zu Fabri, Brei-

denbach oder Grünemberg nicht mehr ohne Andreas Klußmann: In Gottes Namen fahren wir. Die spätmittelalterlichen Pilgerberichte von Felix Fabri: Bernhard von Breydenbach und Konrad Grünemberg im Vergleich, Uni Saarland 2012 oder Andrea Denke: Konrad Grünembergs Pilgerreise ins Heilige Land 1486. Untersuchung, Edition und Kommentar, Köln / Weimar / Wien 2011 behandeln kann. Die summarischen Angaben zur Anzahl der mittelalterlichen Pilgerberichte ließen sich leicht präzisieren, hätte man die Bibliographie von Christian Halm: Europäische Reiseberichte des späten Mittelalters. Eine analytische Bibliographie. 1. Teil: Deutsche Reiseberichte, Frankfurt am Main 1994 benutzt.

So ließe sich noch eine Weile fortfahren – die Forschung der letzten 20 Jahre fehlt weitgehend. Problematisch ist auch die Zitierpraxis. Oppelt verwendet auch bei Erstzitierten lediglich Kurztitel, die zwar der in der Reise- und Pilgerforschung versierte Leser entschlüsseln kann, aber ein Literaturverzeichnis, das eine ihre Auflösung und eine systematische Kontrolle des Forschungsstandes erlauben würde, fehlt. Dass der Leser auch ein mehrfach angekündigtes Glossar (S. 140, 142) vergeblich sucht, ist in Anbetracht der intensiven Kommentierung des Textes schon eher zu verschmerzen. Beide Lücken wird wohl erst ein Folgeband schließen.

So bleibt als Fazit, dass der Verfasser zwar eine gut lesbare, intensiv erschlossene und umfänglich kontextualisierte Übersetzung vorgelegt hat, die gewiss ihr kulturhistorisch interessiertes Publikum finden wird, die ihren selbst gesteckten wissenschaftlichen Anspruch jedoch verfehlt. Solide Arbeit hat dagegen der Verlag geleistet. Festeinband, Fadenheftung und vorzügliche, teils ganz- und doppelseitige Abbildungen aus illustrierten Handschriften paralleler Pilgerberichte insbesondere im Übersetzungsteil werben den Band deutlich auf.

Rainer Leng

Topographie, Stadtteile und Landgebiet

Andreas Rutz: **Die Beschreibung des Raums.** Territoriale Grenzziehungen im Heiligen Römischen Reich (Norm und Struktur 47). Köln u.a.: Böhlau 2018. 583 S. mit Abb. € 80,-

Auf Initiative des reichsstädtischen Beamten Matthäus Ferdinand Cnopf ist im August 1764 in der Offizin von Homanns Erben eine seit langem ersehnte Karte des Nürnberger „Territoriums“ im Druck herausgegeben worden. Allerdings hat der Nürnberger Rat wenig später den Vertrieb der Karte untersagt, da bald nach ihrem Erscheinen heftiger Protest vom Fürstentum Brandenburg-Ansbach laut geworden war. Der politische Streit wurde vor allem publizistisch ausgetragen, weshalb er im ganzen Reich großes Aufsehen erregte. Zwei Jahre danach ist die im Wesentlichen unveränderte Darstellung neu aufgelegt worden, nachdem man ihr den neutralen, unverfänglichen Titel „Geographische Carthe der Reichs-Stadt Nürnberg Obrigkeit und Gebiets“ gegeben hatte. Dieses Beispiel zeigt anschaulich die Problematik der Definition und Festlegung von Grenzen und damit auch die Verfestigung von Staatlichkeit im Alten Reich. Eben diesem Prozess widmet sich Andreas Rutz in seiner 2014 in Bonn vorgelegten Habilitationsschrift.

Erst infolge der Übersetzung der Heiligen Schrift durch Martin Luther verbreitete sich im Deutschen das slawische Wort „Grenze“. Selbstverständlich kannte man seit langem die Scheidung von Gebieten durch verschiedene Formen der Markierung; seit dem Mittelalter traten sie immer schärfer hervor, bis sie gegen Ende der Frühen Neuzeit sehr genau, wenngleich nicht konfliktfrei beschrieben werden konnten. Bei der Analyse der Entwicklung räumlich-territorialer Herrschaft stützt sich Rutz auf die klassische, dreigliedrige Periodisierung Mittelalter – 16./17. Jahrhundert – 18. Jahrhundert. Der methodische Anspruch des räumlichen Bezugs auf das Heilige Römische Reich wird weitgehend eingelöst, auch wenn drei Regionen beispielhaft herangezogen werden: Rheinland-Westfalen, Franken und Bayern. Als vormoderne Verfahren zur Beschreibung von Grenzen erkennt Rutz zunächst die verbale Beschreibung, dann die materielle und die symbolische Markierung im Feld sowie letztlich die vermessungstechnisch-kartographische Erfassung. Wie bereits Wojciech Iwanczak (2009) und neuerdings Stefan Fuchs (2018) stützt sich Rutz immer wieder auf das vielzitierte Beispiel Nürnberg, wo im 16. Jahrhundert berühmte Feldmesser und Kartographen sowie Instrumentenbauer wirkten und schließlich im 18. Jahrhundert der renommierte Verlag von Johann Baptist Homann ansässig war. Detailliert werden die Funktionalität professioneller Landesaufnahme bis hin zum kartographischen Produkt und die Bedeutung von Karten als Mittel herrschaftlicher Repräsentation beschrieben. Besonders wichtig blieb einerseits die Grenzziehung, andererseits dienten systematische Kartierungen im 18. Jahrhundert der steuerlichen und administrativen Beherrschung des Raums.

In seiner profunden, sehr weit gespannten Analyse lässt Rutz die Konfessionalisierung im Reich außer Acht, die seit dem frühen 16. Jahrhundert zu einer erheblichen Verschärfung und insbesondere Abgrenzung von Landesherrschaft führte. Ein beeindruckendes Literaturverzeichnis beschließt diese eindrucksvolle Darstellung über Grenzziehungen, die jedoch wie eingangs beschrieben auch heftig bestritten werden konnten.

Peter Fleischmann

Anton Boesch: Die Entdeckung des Nürnberger Südens durch Künstler des 17. bis 20. Jahrhunderts. Nürnberg-Pillenreuth: Bürgerverein Nürnberg-Worzeldorf 2019. 72 S. mit zahlr. Abb. € 10,-

Das in ansprechendem Design gesetzte Büchlein stellt den Nürnberger Süden in zahlreichen Abbildungen dar, von denen viele bislang eher unbekannt waren, einige wohl auch überhaupt zum ersten Mal veröffentlicht worden sind.

Die heute immer mehr in einem zusammenwachsenden Stadtbild aufgehenden Ortsteile Worzeldorf, Herpersdorf, Katzwang und Kornburg, ehemalige Herrensitze wie Lichtenhof, Hummelstein und Maiach, aber auch Besonderheiten wie das hier besonders häufig vertretene ehemalige Kloster Pillenreuth werden anhand der (nicht immer völlig einzuhaltenden) Chronologie der gezeigten Abbildungen vorgestellt, woraus sich das wiederholte Auftreten einiger Ortschaften erklären lässt. Der Autor hat nicht nur die bekannten und unbekanntesten Stecher des 17. und 18. Jahrhunderts versammelt, sondern auch in öffentlichen wie privaten Archiven bzw. Sammlungen etliche Funde gemacht, die er ebenfalls mitteilt.

Die begleitenden Texte des Verfassers beruhen nicht nur auf dessen gründlicher Kenntnis der einschlägigen Literatur, sondern auch auf jahrelanger Recherche in den Archiven. So gelingt es dann beispielsweise, eine Skizze mitzuteilen, welche sicherlich in amtlichem Auftrag entstanden ist und einem Akt beiliegt, der einen Streit zwischen Herpersdorf, Weiherhaus und Pillenreuth über Wasser- und Weiderechte beinhaltet (S. 11). Die Zeichnung von unbekannter Hand bietet nicht nur eine frühe, vereinfachte Darstellung von Kornburg, sondern auch südlich und südöstlich davon Wege und weitere Details des Geländes. Eine weitere Rarität ist mit einer Zeichnung des „Griechenhaller“, Carl Haller von Hallerstein, gegeben (S. 21), welche eine Ansicht von Weiherhaus bietet. Das Blatt ist sowohl künstlerisch von Reiz als auch topographisch genau. Es fällt auf, dass alle bekannten Nürnberger „Landschafter“ sich wenigstens einmal, manche, wie z.B. Friedrich Albert Annert, gleich mehrfach mit Motiven des Nürnberger Südens beschäftigt haben (S. 28–31). Bekannte Namen wie Boener, Heumann, Henning, Nusbiegel, Wilder, Trautner und Poppel treten neben einigen anonymen Fertignern von Ansichten auf. Auch Johann Adam Klein fehlt nicht (S. 38). Bei der Abbildung auf S. 39 handelt es sich allerdings nicht um eine „Zeichnung“ Kleins, sondern, wie sowohl das Erscheinungsbild als auch die in der Abbildung erkennbare Beschriftung zeigen, um eine – dem Anschein nach – nicht sehr alte Buntstift- oder Kreidezeichnung „nach J. A. Klein“.

Verdienstvollerweise wurde die Reihe der Künstler nicht auf eine beliebige ‚gute alte Zeit‘ beschränkt, sondern mit Namen wie Hablitschek, Trost d.J., Georg Wolf und nicht zuletzt auch Hans Gründl fortgeführt.

Die zahlreichen Abbildungen sind durchwegs in ausreichender Größe wiedergegeben, lediglich bei einigen wenigen Darstellungen ist die Bildwiedergabe etwas ‚seifig‘ geraten, was mit der heute überall zugänglichen Bildbearbeitungssoftware leicht zu verhindern gewesen wäre.

Insgesamt ein schönes Werk, das für Kenner wie Liebhaber der Nürnberger Kunstgeschichte, Geschichte und Topographie eine echte Bereicherung darstellt.

Helge Weingärtner

Politische Geschichte, Recht und Verwaltung

Franziska Meixner: **Schwarzmarkt der Nachkriegszeit in Nürnberg aus einer juristischen Perspektive** (Rechtskultur Wissenschaft 21). Regensburg: Ed. Rechtskultur 2018. 251 S. € 49,-

Zu den vielen Schwierigkeiten, mit denen die Menschen in den ersten Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu kämpfen hatten, gehörte die massive Unterversorgung mit Lebensmitteln und anderen Konsumgütern, die einer strengen Zwangsbewirtschaftung und behördlichen Preisfestsetzung unterworfen waren. Dies führte überall in Deutschland zu einem Aufblühen des Schwarzmarkthandels, der erst nach der Währungsreform im Juni 1948, der allmählichen Verbesserung der Versorgungslage und der Gründung der Bundesrepublik in den westlichen Besatzungszonen wieder abebbte. Die

Autorin geht diesem Phänomen und seiner strafrechtlichen Ahndung in ihrer Dissertation aus einer primär rechtshistorischen Perspektive nach, wobei sie sich räumlich auf die Stadt Nürnberg und ihr Umland beschränkt. Ihr konkreter Untersuchungsgegenstand sind die Strafurteile, die das Landgericht Nürnberg-Fürth und das Oberlandesgericht Nürnberg in den Jahren 1946 bis 1950 bezogen auf Schwarzmarktdelikte gefällt hat, wobei es sich insgesamt um 54 Fälle handelte.

In einem ersten Teil analysiert sie die Rechtsgrundlagen für die strafrechtliche Ahndung des Schwarzmarkthandels, wobei es sich überwiegend um spezielle Verordnungen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs handelte, die auch nach Ende der NS-Zeit fortgalten, ergänzt um Regelungen, die die alliierten Besatzungsmächte getroffen haben. Anschließend wertet sie die untersuchten Gerichtsurteile sozialhistorisch nach Tätergruppen und den betroffenen Wirtschaftsgütern aus, wobei deutlich wird, dass der Schwarzmarkthandel in allen Bevölkerungsschichten verbreitet war und, wie nicht anders zu erwarten war, überwiegend Lebensmittel (insbesondere Fleisch) und begehrte Konsumgüter wie Alkohol und Zigaretten betraf. In einem dritten Teil analysiert die Autorin die von den Gerichten verhängten Strafsanktionen, wobei das Strafmaß je nach Tatumständen sehr unterschiedlich ausfallen konnte von einer geringen Geldstrafe bis hin zu einer mehrjährigen Haftstrafe bei gewerbsmäßigem Schwarzmarkthandel. Der letzte Teil des Buches befasst sich mit der „Arbeitsweise“ der Gerichte, wobei die Autorin an Hand der Aktenführung, der Argumentationsweise in den Urteilen, der Anordnung von Untersuchungshaft und des Rechtsmittelgangs Aufschlüsse über die „Qualität“ der damaligen Rechtsprechung (S. 173) und die Einhaltung rechtsstaatlicher Prinzipien erlangen will. Sie kommt dabei zu dem Ergebnis, dass die Nürnberger Gerichte rechtsstaatliche Standards im Wesentlichen eingehalten haben und direkte Nachwirkungen der NS-Ideologie in der Rechtsprechung nicht feststellbar sind. Allerdings stellte die Fortgeltung des NS-Kriegswirtschaftsrechts aus rechtsstaatlicher Perspektive ein Problem dar, nicht nur wegen der mittlerweile geänderten Zielsetzung bei der Bekämpfung des Schwarzmarkthandels, sondern auch, weil diese Rechtsgrundlagen mit stark wertungsabhängigen Tatbestandsmerkmalen wie der „Böswilligkeit“ des Täters arbeiteten, die ein Einfallstor für das vom NS-Regime favorisierte Gesinnungsstrafrecht waren.

Bei einer Gesamtwürdigung der Arbeit muss man sich deutlich machen, dass der Untersuchungsgegenstand, der sich wohl nicht zuletzt aus arbeitsökonomischen Gründen auf Urteile des Nürnberger Land- und Oberlandesgerichts beschränkt (warum keine Urteile des Nürnberger Amtsgerichts einbezogen wurden, bleibt offen), recht schmal ist und keine gesicherten Aussagen darüber erlaubt, inwieweit die aufgezeigten Erkenntnisse repräsentativ für den Schwarzmarkthandel und dessen strafrechtliche Ahndung im Nachkriegsdeutschland waren. Auffällig ist die geringe Gesamtzahl von nur 54 vor den höheren Strafgerichten in Nürnberg verhandelten Schwarzmarktfällen in dem erwähnten Untersuchungszeitraum, die darauf schließen lässt, dass ein großer Teil der Schwarzmarktgeschäfte gar nicht zu einer strafrechtlichen Verfolgung oder jedenfalls nicht zu einer Anklageerhebung vor dem Landgericht führte. Das relativiert natürlich auch den Erkenntniswert, der aus der Analyse dieser Urteile für das sozial-

und wirtschaftshistorische Gesamtphänomen Schwarzmarkthandel gewonnen werden kann, da diese Rechtsprechung nur einen kleinen Teil dieses Gesamtphänomens abbildet. Dennoch handelt es sich um eine methodisch reflektierte und innovative Studie, die anhand der strafrechtlichen Ahndung des Nürnberger Schwarzmarkthandels detaillierte Einblicke in die noch wenig erforschte Thematik liefert, inwieweit die Rechtsprechung in den westlichen Besatzungszonen in der unmittelbaren Nachkriegszeit sich von dem ideologischen Erbe der NS-Zeit lösen und zu rechtsstaatlichen Standards zurückkehren konnte. Es ist zu wünschen, dass die Forschung zu dieser Fragestellung weiter fortgesetzt wird, wozu die vorliegende Arbeit gute Anknüpfungspunkte liefert.

Bernd Mertens

Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Vereine

Hermann Glaser (Hrsg.): **In Franken wieder Heimat finden.** Über das Schicksal von Glaubensflüchtlingen, Heimatvertriebenen, Gastarbeitern, Kriegsflüchtlingen und Asylsuchenden (Buchfranken / Sonderband 1). Röttenbach: Schrenk 2017. 168 S. mit Abb. € 14,90

Die Ereignisse vom September 2015 haben zu einem verstärkten öffentlichen Interesse an dem Themenkreis Flucht, Vertreibung und Integration von Flüchtlingen geführt. Seither wird immer wieder darauf hingewiesen, dass es sich hierbei keineswegs um gänzlich neue Phänomene handelt, auch wenn natürlich Unterschiede in den Details zu konstatieren sind. Der vorliegende Band wurde herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Glaser (1928–2018), der von 1964 bis 1990 Schul- und Kulturdezernent der Stadt Nürnberg und Autor vieler Veröffentlichungen war. Seine Interessenschwerpunkte reichten hierbei von pädagogischen, sozialwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen bis hin zu kulturpolitischen Themen. Glaser war außerdem Vorsitzender des Kulturausschusses des Deutschen Städtetags, Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland und Inhaber zahlreicher Auszeichnungen, darunter das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Der vorzustellende Sammelband ist kein wissenschaftliches Werk, Anmerkungsapparate oder zumindest weiterführende Literaturangaben sind darin die Ausnahme. Der Band folgt auch, abgesehen von der Grundthese, dass (Zwangs-)Migration ein die gesamte Neuzeit kennzeichnendes Phänomen ist, keinem wie auch immer gearteten roten Faden. Weder gibt es eine zu den Inhalten des Bandes tatsächlich hinführende Einleitung noch ein resümierendes Fazit, das eventuelle Ergebnisse zusammenfassen und einordnen würde. Der Zugang der meisten Autoren zu ihren Themen ist nicht analytisch, sondern eher persönlich und assoziativ. Adressat der Ausführungen ist offenbar ein breiter, kultur- und landesgeschichtlich interessierter Leserkreis. Man ist geneigt, den Band als Lesebuch zu interpretieren, das alle möglichen Aspekte historischer Migration aufgreift. Neue Erkenntnisse findet man insofern kaum, eher wird bereits Bekanntes kaleidoskopartig und vielfach sehr subjektiv präsentiert. Die Bandbreite reicht hierbei von den Hugenotten (Michael Husarek) und Salzburger Protestanten (Christoph Lindenmeyer) über die deutschen Vertriebenen nach 1945 und die Probleme vietnamesischer Flüchtlinge (Hermann Glaser) am Beispiel der Adoptiv-

tochter des Herausgebers bis hin zu „Gastarbeitern“ und „unbegleiteten Jugendlichen“ unserer Tage. Interessant sind beispielsweise die inhaltlich, wie von ihrer Ausführlichkeit her sehr unterschiedlichen Erlebnisberichte von Wolfgang Mück, Andreas Holler und Bernd Ogan über die Vertreibung ihrer Familien als Folge des Zweiten Weltkriegs – möglicherweise ein Indiz dafür, wie unterschiedlich Erinnerungskultur im privaten Raum sein kann. Lesenswert sind ferner das ausführliche Gespräch von Doris Katheder und Max-Josef Schuster mit der iranischen Emigrantin Somayah Farzaneh, die auch als Künstlerin vorgestellt wird, und das wesentlich kürzere Gespräch von Thomas Röbbke mit zwei ursprünglich unbegleiteten jugendlichen Flüchtlingen aus Afghanistan bzw. Pakistan. Faktengesättigt und vergleichsweise gut belegt ist der Beitrag von Steven M. Zahlaus über die Gastarbeiter in der frühen Bundesrepublik, dessen Schwerpunkt auf den Verhältnissen in Nürnberg liegt. Ebenfalls eher assoziativ mit dem Thema des Sammelbandes verknüpft sind die darin abgedruckten „Menschenbilder“ von Johannes Heisig, mit denen Hermann Glaser die einzelnen Beiträge nicht illustrieren, sondern „zum Transzendieren“ bringen will (S. 11).

Der Rezensent gesteht gerne, dass er dem Sammelband etwas ratlos gegenübersteht. Wie Hermann Glaser in seiner Einleitung, die sich im Wesentlichen dem Frankenbegriff widmet, selbst schreibt, wurde hier der Versuch unternommen, durch die Buntheit der Beiträge, Themen und Ansätze die „Offenheit und Durchmischtheit Frankens“ zu verifizieren (S. 9). Glaser hat hier mit dem breiten Pinsel allerdings eher einen Idealtypus konstruiert, anstatt eine These zu formulieren, die dann in den Beiträgen im Detail argumentativ zu unterfüttern wäre. Der mit den Themen nicht vertraute Leser wird mit den vielen Aspekten, die in dem Band aufscheinen, weitgehend allein gelassen. Das ist bedauerlich, weil auf diese Weise leider eine Chance vertan wurde.

Matthias Stickler

Christoph Bausenwein / Harald Kaiser / Bernd Siegler: **Der Club**. Die Chronik. Göttingen: Verl. Die Werkstatt 2018. 640 S. mit zahlr. Abb. € 49,90

Zahlreiche Werke sind schon erschienen in der langen, wechselvollen Geschichte des einst so ruhmreichen Nürnberger Fußballvereins 1. FCN. Bisher vermisste der interessierte Anhänger allerdings eine umfassende Chronologie, die alle Aspekte des Vereins behandelt, alle Erfolge und Misserfolge aufzeigt und die Lebensdaten aller wichtigen Spieler und Funktionäre sowie deren Biografien einem breiten Lesepublikum zugänglich macht.

Drei ausgewiesene Experten für den Traditionsverein haben nun ihr geballtes Wissen konzentriert und sich dieser Mammutaufgabe angenommen. Alle drei Autoren sind schon in der Vergangenheit durch diverse wichtige Veröffentlichungen zu ihrem Lieblingsverein in Erscheinung getreten und liefern nun gemeinsam das Standardwerk zu den letzten 118 Jahren der Vereinsgeschichte, die bekanntlich sowohl aus ganz großen sportlichen Momenten wie leider auch aus zahlreichen Tiefpunkten besteht. Gerade dieses Wechselbad aus Freude und Leid, dem der gemeine Club-Fan nach wie vor ausgesetzt ist, macht den Club, der von seinen Anhängern fast als lebendiger Organismus

empfunden wird, so attraktiv in seinem Ringen – und immer neuem Scheitern – um Erfolg. Kein anderer Fußballverein in Deutschland vermochte es, eine derartige Identifikation seiner Fans zu erzeugen wie dieser Club. Selbstverständlich sind daher die Autoren nicht nur Journalisten und Chronisten der Vereinsgeschichte, sondern auch selbst beinharte Fans und Clubmitglieder, die die Achterbahn der Gefühle, die der Verein immer wieder zu erzeugen weiß, am eigenen Leib über Jahrzehnte hinweg erfahren mussten oder durften.

Vom Gründungsjahr 1900 bis in die neueste Zeit führt die Reise durch das Dasein des Club, berichtet von den großen Erfolgen der insgesamt neun Meisterschaften und vier Pokalsiege, durch welche der Club sich von 1925 bis 1986 Rekordmeister nennen durfte. Aber auch grausame Niederlagen und Misserfolge werden behandelt, wie die beiden unglaublichen Abstiege nach der Meisterschaft 1968 und dem Pokalsieg 2007. Ebenso die Tatsache, dass der Club bis heute auch der Rekordabsteiger der Bundesliga ist, wobei einer dieser Abstiege sogar bis in die damalige (1995/96) dritte Liga und damit Amateurklasse führte. In clubroten Fenstern wird besonderer Ereignisse und Persönlichkeiten gedacht, auch für die eine oder andere unterhaltsame Anekdote ist hier Platz.

Ein dreiseitiger Artikel befasst sich hingegen mit der Person des sympathischen jüdisch-ungarischen Erfolgstrainers Jenő Konrad, der 1932, nach zwei Jahren erfolgreicher Arbeit für den Club, aus Nürnberg und Deutschland floh, nachdem ihn Julius Streichers unsägliches Hetzblatt „Der Stürmer“ öffentlich beschimpft und bedroht hatte. „Jud Konrad ist abgedampft“ titelte daraufhin höhnisch Streichers Hasspostille. Sechs Seiten weiter beschreiben die Autoren das schändliche Umgehen des Club mit seinen jüdischen Mitgliedern, die kurze Zeit nach Konrads erzwungenem Weggang auf Druck des gleichgeschalteten Verbandes aus dem Verein ausgeschlossen wurden.

Die gesamte Chronik wird illustrierend begleitet durch hochinteressantes historisches Bildmaterial, das kongenial zum Text von Anfang an Aufschluss gibt über längst vergangene Zeiten, als Fußballer noch keine kraftraumgestählten Paradeathleten waren, sondern tagsüber ihrem jeweiligen Brotberuf nachgingen, der mit Fußball meist nichts zu tun hatte. Diese noch eher kantigen Sports männer betrachteten eine Kalbshaxe als Vollwertkost, die man mit dem Powerdrink Bier, gereicht in handlichen 1-Liter-Maßkrügen, hinunterspülte. Auch eine gute Zigarre oder die eine oder andere Zigarette wurden manchmal nicht verachtet. Mit dem Beginn der Bundesliga hielt der Kapitalismus im Fußball Einzug und damit die entsprechende Profitorientierung. Die Sportler wurden analog immer mehr zu Leistungsmaschinen mit modellierten Sixpacks, der extreme Individualismus der Altvorderen verschwand hingegen fast völlig. Die mitgelieferten Fotos machen dies augenfällig.

Das Buch „Der Club – Die Chronik“ steht mit seinen knapp vier Kilogramm Körpergewicht und über 640 Seiten im Folioformat wie ein Monolith in den Bücherregalen. Es beleuchtet lückenlos und aufschlussreich den spannenden Verlauf der Clubgeschichte. Trotz aller minutiös gesammelter Informationen, die immer wieder in Statistiken und Auflistungen ihren Niederschlag finden, ist dieses umfangreiche Nachschlagewerk auch ein richtiger Schmöker. Am besten legt man diesen griffbereit auf ein Lesepult oder einen Tisch, denn das Buch lädt den Club-affinen Leser immer wieder

zum Aufschlagen ein und ist eben nicht nur für das gezielte Nachschlagen geeignet, sondern auch als kurzweiliges Lesevergnügen, welches den Benutzer in seinen Bann zieht. Als Bettlektüre allerdings ist der Zellulosequader aufgrund seiner Leibesfülle weniger geeignet...

Der Preis von € 49,90 ist für ein Werk dieses Umfangs und Informationsgehalts wahrlich nicht übersteuert.

Thomas Dütsch

Kunst, Architektur

Frank Matthias Kammel (Hrsg.): **Der Deichsler-Altar**. Nürnberger Kunst um 1420. Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum vom 5. Mai bis 23. Oktober 2016. Nürnberg: Verl. des Germanischen Nationalmuseums 2016. 80 S. mit zahlr. Abb.

€ 18,-

Der Reichsdeputationshauptschluss hat insbesondere in nun mediatisierten Reichsstädten zu einer politischen Umorientierung, zu einer wirtschaftlichen Belebung und damit zu einer besonders in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts festzustellenden Ablehnung des Althergebrachten geführt. Dabei fielen zahlreiche nicht mehr für nötig befundene Kirchenbauten – wie man so schön sagt – der Spitzhacke zum Opfer. Ihre Ausstattungen wurden, wenn sie nicht gleich mit entsorgt wurden, in alle Richtungen zerstreut. In Nürnberg, einer der Städte mit dem reichsten kulturellen Erbe aus Mittelalter und Früher Neuzeit, hatte dies ganz besonders verheerende Folgen, da zum einen bedeutende Bauten wie die Dominikaner-, Augustiner-, Karmeliter- und Barfüßerkirche verschwanden – also die Niederlassungen aller vier männlichen Bettelorden; zum anderen wurden deren unglaublich bedeutende Ausstattungen so umverteilt und zerstreut, dass sie nur durch intensivste Forschung wieder rekonstruiert werden können. Allein aus der Dominikanerkirche stammten ja die berühmte „Nürnberger Madonna“, das Rosenkranzretabel im Germanischen Nationalmuseum (im Folgenden: GNM), das jetzt in Straubing befindliche Hochaltarretabel oder die Raphael-Tobias-Gruppe des Veit Stoß. Und selbst in der pommerischen Dorfkirche von Flemendorf konnte vor einiger Zeit ein Epitaph der Nürnberger Dominikanerkirche identifiziert werden (Burkard Kunkel / Gerhard Weilandt: Die Sippentafel in Flemendorf. Ein Gemälde der Dürernachfolge in Vorpommern, in: *Kunstchronik* 64, 2011, S. 435–440).

Nachdem sich lange Zeit kaum jemand für derartige Provenienzforschung interessiert hatte (man erledigte sie meistens, wenn überhaupt, im musealen Rahmen so zu sagen „en passant“ mit), ist sie in den letzten Jahren glücklicher Weise mehr und mehr zu einem eigenen Forschungsbereich geworden. Nun wurde die sterile Musealisierung, die bei vielen Stücken zu einer schon beim Erwerb durchgeführten Enthistorisierung geführt hatte (z.B. durch Entfernung von die reine Wirkung der Kunst störenden Inschriften oder Wappen auf Rahmen oder Verdachungen), endlich als das angemessene Verständnis der Kunstwerke zutiefst beeinträchtigender Vorgang empfunden. Zudem wurde immer klarer, in welchem Maße die ursprüngliche Platzierung, Verbindung mit anderen Objekten, Einbindung in liturgische und sonstige kultische Handlungen das gesamte gesellschaftliche Leben z.B. einer Stadt spiegelte und dokumentierte – und dies

nicht nur als Hilfsmittel für Fachhistoriker, sondern als wesentliche, eigenständige kulturelle Ausdrucksform.

So wurden nun in den letzten beiden Jahrzehnten erfreulicherweise immer wieder Forschungen zur Ausstattung der Nürnberger Bettelordensklöster und insbesondere des in der Nähe des Rathauses und der Ratspfarrkirche St. Sebald gelegenen Dominikanerklosters publiziert (Gerhard Weilandt: Die „Nürnberger Madonna“ in der Kirche. Ein neuer Fund zu originalem Aufstellungsort und ikonographischem Kontext. Standortstudien I, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 62, 1999, S. 494–511; Eike Oellermann / Karin Oellermann: Die Nürnberger Dominikanerkirche und ihre Ausstattung, in: *Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* 59/60, 2005/06, S. 181–218; Yvonne Northemann: Zwischen Vergessen und Erinnern. Die Nürnberger Klöster im medialen Geflecht, Petersberg 2011; Gerhard Weilandt: Michael Wolgemuts Straubinger Retabel, Lukas Cranachs Porträt Friedrichs des Weisen und die „Nürnberger Madonna“. Zur Neuausstattung der Nürnberger Dominikanerkirche um 1500, in: *Nürnbergers Glanz. Studien zu Architektur und Ausstattung seiner Kirchen in Mittelalter und Früher Neuzeit*, hg. v. Jiří Fajt / Markus Hörsch / Marius Winzeler, *Studia Jagellonica Lipsiensia* 20, Wien / Köln / Weimar 2019, S. 291–314). In diese Reihe fügt sich der zu besprechende Ausstellungskatalog, herausgegeben und zu mehr als der Hälfte auch verfasst von Frank Matthias Kammel, als wesentlicher Bestandteil ein. Der Katalog fokussiert sich auf ein einziges Werk, die Kreuzigungsgruppe des Germanischen Nationalmuseums, Inv.-Nr. Pl.O. 223, bestehend aus dem Kruzifix und den beiden Assistenzfiguren der trauernden Gottesmutter und des Jüngers Johannes.

Anlass für die Ausstellung war vor allem die 2015 beendete Restaurierung des Werks: Durch Reinigung und Retusche konnte – trotz gewisser Beschädigungen – ein Hauptwerk des Schönen Stils in Nürnberg zurückgewonnen werden. Nur angemessen ist somit die ausführliche Darlegung der technischen Befunde und der Restaurierung durch die Restauratorinnen Wibke Ottweiler und Elisabeth Taube (S. 50–69). Man sollte diesen Teil zuerst lesen (und eigentlich hätte er, zusammen mit der formalen Analyse des Werks, auch an den Anfang des Katalogs gehört!), denn nur so erhält man die angemessene konkrete Vorstellung von der Qualität und dem – im großen Ganzen sehr guten – Erhaltungszustand.

Besonders interessant und wichtig für künftige Forschungen, vor allem z.B. den Vergleich mit anderen Werken des Schönen Stils, sind Feststellungen wie die enge Verzahnung des schnitzerischen und des malerischen Anteils bei diesem Retabel (S. 54, 56), wobei Skulpturenfassung und Flügelmalerei eng verwandt sind. Ungewöhnlich oder bemerkenswert sind der großflächige Auftrag einer „dunkelgrauen, grobkörnigen Ausgleichsschicht“ (S. 53f.) über den auch sonst üblichen textilen Abklebungen zur Homogenisierung der Oberflächen, des weiteren die Tatsache, dass eine pigmentierte Zwischenschicht zur Vorbereitung der Inkarnate direkt über der Grundierung aufgebracht wurde, erst danach eine Leimisolierung (S. 55). Letztere Vorgehensweise ist den Autorinnen sonst erst von barocken Skulpturen bekannt. Künftige Forschungen sollten auch weitere Vergleiche für das in Nürnberg öfter anzutreffende schwarze Poliment unter dem Glanzgold, das auch hier verwendet wurde, beibringen (S. 55). Besonders interes-

sant ist, dass die Schläfenlocken Christi aus gedrehten Bleiruten gefertigt und während des Fassungprozesses unter partieller Abarbeitung bereits vorhandener Grundierung eingesetzt wurden (S. 52); auch die Bartlocken wurden aus Pastiglia modelliert – hier wird also die Technik einer rein im Holz arbeitenden Schnitzkunst verlassen, wie auch bestimmte Details erst nach dem Trocknen der Grundierung eingeschnitzt wurden (S. 54).

Es ist ein wenig schade, dass solche Befunde bisher nicht in einem weitergehenden Maße in die kunsthistorische Bewertung einfließen können. Aber es fehlt eben in den meisten Fällen an der entsprechenden wissenschaftlichen Aufbereitung der Befunde – und auch bedeutende Museen waren ja bis vor nicht allzu langer Zeit nicht besonders an Dokumentation und Auswertung ihrer Restaurierungen und Befunde interessiert. Der hier erreichte Standard, der eben auch zu Tage bringt, wie grob man im 19. Jahrhundert bei der Überfassung der Skulpturengruppe und dann 1939 bei einer partiellen Freilegung vorging (S. 61), sollte daher künftig nicht aufgegeben werden. Der 2019 erschienene, vorbildliche Bestandskatalog zur fränkischen spätmittelalterlichen Tafelmalerie des GNM stimmt da hoffnungsvoll (Die Gemälde des Spätmittelalters im Germanischen Nationalmuseum. Franken, 2 Bde., hg. v. Daniel Hess / Dagmar Hirschfelder / Katja von Baum, Regensburg 2019).

Frank Matthias Kammels kunsthistorische Einordnung der Kreuzigungsgruppe blieb 2016 also eher noch in den klassischen Geleisen althergebrachter Kunstgeschichtsschreibung. Es bot sich zunächst einmal die Gelegenheit, die Gruppe in ihren ursprünglichen Kontext zurückzustellen: Schon Elisabeth Zachmeier hatte sie in ihrer Dissertation von 1956 (Studien zur nürnbergischen Holzplastik der Spätgotik, S. 5, 105, Kat.-Nr. 4) dem verlorenen Schrein eines Retabels zugeordnet, dessen Flügel 1844 in die Gemäldegalerie der Staatlichen Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz gelangt waren (Inv.-Nr. 1207–1210). Auf den Außenseiten dieser – wie es leider so oft geschah – zersägten und somit stark gedünnten Tafeln, die auch nicht nach Nürnberg ausgeliehen werden konnten, finden sich die Wappen Berthold Deichslers († 1419) und seiner zweiten Gemahlin Katharina, geb. Zenner († 1438). Zwei in den Quellen belegte Standflügel mit dem hl. Georg und dem hl. Dominikus wurden damals nicht miterworben und müssen zumindest als verschollen gelten (S. 34f.).

Die Festtagsseite der in der Ausstellung gezeigten Predella (Kat.-Nr. 31), zu der höchstwahrscheinlich noch Flügel oder eine andersartige Abdeckung gehörten, befindet sich seit etwa 1830 in der Pfarrkirche von Münnerstadt. Stilistisch gehört diese schmale, querrrechteckige Tafel selbstverständlich zu den Flügeln. Dass – wie auf den Außenseiten der Retabelflügel – nochmals im Zentrum die Muttergottes und zu ihrer Linken der Dominikaner-Heilige Petrus Martyr auftreten, braucht, wie Kammel richtig begründet (S. 36), nicht zu beunruhigen (vgl. die vorsichtigere Zustimmung der Restauratorinnen Wibke Ottweiler und Elisabeth Taube, S. 65f.). Diese beiden Heiligen waren so wichtig, dass sie bei jeder Wandlung sichtbar sein sollten – kein ganz seltenes Phänomen bei spätmittelalterlichen Retabeln, insbesondere im Nürnberger Umfeld.

Dieses Retabel stand nachweislich auf dem Altar der Deichslerschen Familiengrablage in der Dominikanerkirche (S. 8). Nach dem Aussterben der Familie ging die

Kapelle an die Familie Behaim über, doch wurde ihre Ausstattung weiterhin gepflegt – und verschwand erst beim Abriss der Dominikanerkirche 1808 vom angestammten Platz. Die Datierung des Deichsler-Retabels wird allerdings nicht ausführlich diskutiert. Zachmeier und später Peter Strieder dachten – nach Ansicht des Rezensenten ohne eigentliche Begründung! – daran, das Retabel sei aus Anlass des Todes Bertholds in Auftrag gegeben worden (Peter Strieder: Tafelmalerei in Nürnberg 1350–1550, Königstein/Taunus 1993, S. 170, Kat.-Nr. 10). Dabei fehlt dem Werk der ausgesprochene Epitaph-Charakter anderer Retabel, denn es sind ja nur die Wappen angebracht, keine Stifterdarstellungen. Genau genommen sollte man also davon ausgehen, dass das Retabel frühestens mit der zweiten Eheschließung Deichslers geschaffen worden sein kann, über deren Zeitpunkt offenbar nichts bekannt ist. Kammel gibt nun allgemeiner einen Entstehungszeitraum 1418–20 an.

Zum Altarensemble auf dem Altar des hl. Petrus Martyr gehörte zudem ein gewirktes Antependium mit den Darstellungen des Gnadenstuhls, der hll. Sebald und Michael, seit 1998 im GNM (Inv.-Nr. Gew. 5048, Kat.-Nr. 32), das ebenfalls die Wappen Deichsler und Zenner zeigt. Früher dachte man, das Antependium sei von Beginn an für St. Sebald gedacht gewesen, da es dort seit 1560 in Inventaren aufgeführt wird. Doch Kammel argumentiert folgerichtig, dass es – trotz der Darstellung Sebalds – für die Dominikanerkirche bestimmt und erst nach der Auflösung des Klosters in die Pfarrkirche gelangte. Im ältesten Sebalder Inventar (1451) ist es nicht gelistet – und die Wappen deuten auf eine Zugehörigkeit zu den Stiftungen der Deichsler und Zenner in der Ordenskirche. Dass Sebaldus erscheint, dürfte ein Verweis auf die Grablege der Zenner in der ihm geweihten Kirche sein, wie auch der hl. Michael als Seelenwäger ein deutlicher Verweis auf die Verwendung des Antependiums im Rahmen des Totengedenkens sein dürfte. Die Vermutung, dass Katharina Deichsler die Stifterin des Textils war, liegt also nahe (S. 37f.). Die etwas fortgeschrittene Stilhaltung der Darstellungen könnte darauf hindeuten, dass sie das Stück auch erst einige Zeit nach dem Tod ihres Gatten in Auftrag gab.

Für die Leser des Katalogs etwas umständlich ist die Aufteilung des Kammel'schen Beitrags, erfolgt doch die Rekonstruktion des Retabels, dessen Kreuzigungsgruppe auf S. 6 beschrieben wird, erst auf S. 33–38. Ziel war es offenkundig, vor der Rekonstruktion sämtliche Rahmenbedingungen zu klären: S. 8–9 die Informationen zur Familie Deichsler, S. 9–18 die Gesamtsituation des Dominikanerklosters und seiner Kirche, S. 18–33 liefern schließlich einen Überblick über die Nürnberger Bildhauerkunst um 1420. Dies alles zusammengestellt zu haben, ist sehr verdienstvoll. Doch wäre es dem komplexen Thema angemessener gewesen, die genannten Abschnitte in eigenständige Kapitel zu teilen, mit stärkerer, das heißt: besser lesbarer Type und größeren Abbildungen. Auf Abb. 3 erkennt man nicht viel, und die Abb. 4–12, die ja für die Rekonstruktion des Dominikanerklosters und die Situation der Deichsler-Zennerschen Stiftungen so wichtig sind, hätten gerade in diesem ansprechend gelayouteten Katalog mehr Gewichtung verdient gehabt. Dies Mäkeln mag kleinlich erscheinen, aber es wäre dem (kunsthistorischen) Rezipienten sehr hilfreich, Abbildungen gut lesen zu können – und einige dadurch verursachte Druckseiten mehr sollten ein Forschungsmuseum wie das

GNM künftig nicht davon abhalten, die wertvollen Ergebnisse auch angemessen zu präsentieren.

Zwei kleine Flüchtigkeitsfehler in Kammels Beitrag seien korrigierend angemerkt: Der von den Deichsler und Zenner offenkundig mitgestiftete, originelle Südflügel des Dominikanerkreuzgangs besaß keine klassischen Kreuzrippengewölbe (so S. 11), da die Rippenkreuze durch je zwei Dreistrahle pro Joch, gesondert durch die eine übrig bleibende Diagonalrippe, ersetzt wurden. So entstand der unruhige Eindruck so genannter Springrippengewölbe, wie sie in etwas anderem Rhythmus zum Beispiel im Südschiff der Breslauer Augustinerchorherrenstiftskirche St. Maria auf dem Sand anzutreffen sind; eine gleichmäßige Abfolge alternierender Dreistrahle findet sich im Nordflügel des Eichstätter Domkreuzgangs. – Georg Christoph Wilder (geb. 1794), der große Dokumentator der Nürnberger Baudenkmäler, war nicht der Sohn (S. 14) des ebenfalls künstlerisch tätigen Johann Christoph Jacob Wilder (geb. 1783), sondern dessen Bruder.

Auf die umfassende Darstellung der Nürnberger Bildhauerei um 1420 soll hier nicht im Detail eingegangen werden, da Verf. selbst inzwischen zu der Problematik einmal Stellung genommen hat (Markus Hörsch: Nürnberg und der „Schöne Stil“. Überlegungen an Beispielen der Skulptur, insbesondere zu seiner Formierung und Verwendung in den Parler-Hütten, in: Politik. Macht. Kultur. Nürnberg und Lauf unter Kaiser Karl IV. und seinen Nachfolgern, hg. v. Julia Lehner, Schriften des Kulturreferats der Stadt Nürnberg 5, Nürnberg 2019, S. 164–197). Es sei nur angemerkt, dass der gerüstete hl. Hippolyt in der ihm geweihten Kirche zu Mörlach, den Kammel „sicherlich nicht“ dem Meister der Deichsler-Kreuzigung zuschreiben möchte (S. 25), dessen Werk durchaus sehr nahesteht: Antlitz, Proportionierung und Art der Faltenkaskaden ähneln sich derart, dass an eine ausführende Hand zu denken ist. Der Unterschied besteht vor allem darin, dass Johannes unter dem Kreuz trauert, während Hippolyt eher träumerisch in die Ferne blickt. Zudem ist die Kreuzigungsgruppe feiner ausgeführt – und eben auch dem Originalzustand näher erhalten.

Auch wenn man also davon ausgehen mag, dass der Schnitzer der Deichsler-Kreuzigung mehrere Werke in Nürnberg fertigte (Kammel schreibt ihm S. 27–29 auch das Kreuzifix in St. Bartholomäus in Nürnberg-Wöhrd zu, was plausibel erscheint), ist es angesichts der Feinheit seiner Arbeit doch keineswegs sicher, dass man ihn, wie Kammel dies in einer deskriptiven „Tour d’horizon“ tut, einer „lokalen Bildschnitzerei jener Zeit“ (S. 25) zuordnen kann. Zu unterschiedlich sind – bei oft sehr ähnlichen Typen, wie sie in dieser überaus produktiven Epoche weit verbreitet sind – die Ausprägungen im Einzelnen. Das dankenswerter Weise ausgebreitete Material bietet hier eher, auch mit Ausblicken nach Erfurt, einen Ansatz für spätere, stilkritisch mehr ins Detail gehende Forschungen. Gerade die Vergleichsbeispiele belegen immer wieder die überragende künstlerische Qualität der Deichsler-Kreuzigung.

Nach der Rekonstruktion des Retabels geht Kammel auf den malerischen Teil desselben ein, das heißt auf den in der älteren kunsthistorischen Forschung nicht unbekanntem „Meister des Deichsler-Altars“ (S. 38–47). Diesem wird – auf der Basis eher allgemeinerer stilistischer Übereinstimmungen und der älteren Forschung – ein Oeuvre zugeschrieben. Neu ist darin das Epitaph der Anna Imhoff geb. Rotflasch († 1413) in

St. Sebald (S. 39f.). Das ist wenig überzeugend angesichts der flotteren Malweise, der schon dadurch bedingt lebendigeren und plastischeren Durchbildung der Falten oder der breiter proportionierten Gesichter. Der zürnend die Augenbrauen zusammenziehenden Nikolaus mit seiner gleichsam emotional bewegten Mitra ist gewiss nicht einfach als „Vorstufe“ (S. 39, r. Spalte) zu dem stiller und eleganter gegebenen Johannes d. T. des Deichsler-Retabels zu interpretieren. Der Verweis auf die weitaus weniger qualitativ ausgeführten Tafeln des Rieter-Grundherrschens Retabels in der Allerheiligenkirche zu Kleinschwarzenlohe gibt da eher eine richtige Richtung an.

Die Verbindung des Rotflasch-Epitaphs zum „Meister des Deichslerretabels“ kam zustande, weil Kammel auch mit den familiären Bezügen argumentiert: Anna geb. Rotflasch war die zweite Gemahlin des ebenfalls auf dem Sebalder Epitaph dargestellten Konrad Imhoff († 1449), der später noch zweimal heiratete und, wohl zusammen mit seiner dritten Ehefrau Elisabeth Schatz († 1421), das bekannte, ebenfalls aus St. Sebald stammende Marienkrönungsretabel, das sog. Imhoff-Retabel, heute in St. Lorenz, stiftete. Auch dieses zählt Kammel zum Werk des „Meisters des Deichsler-Retabels“. Kammel teilt die Werkstatt in klassischer Weise und letztlich auf der Basis der Forschungen Alfred Stanges in verschiedene „Hände“: den eigentlichen „Deichsler-Meister“, während er die Apostel auf den Flügelaußenseiten des Imhoff-Retabels als „Werkstatarbeiten“ ansieht (S. 41, l. Spalte; Alfred Stange: *Franken, Böhmen und Thüringen-Sachsen in der Zeit von 1400 bis 1500, Deutsche Malerei der Gotik 9*, München / Berlin 1958). Der Maler der Rückseite des Imhoff-Retabels mit dem im Sarkophag stehenden Schmerzensmann, gestützt von Maria und Johannes, habe „balkenartig scharf gezogene Brauen“ und einen „präzise[n], schmale[n] Augenschnitt“, den der Maler des Deichsler-Retabels nicht kenne (S. 43, l. Spalte). Diesem Maler der Rückseite wird eine sehr ähnliche, schmalhohe Tafel mit Schmerzensmann und Muttergottes im GNM zugerechnet (Inv.-Nr. Gm. 1531, hier Kat.-Nr. 36), zweifelsohne zu Recht (S. 43). Identifiziert wird dieser Künstler als „Meister des Bamberger Altars“, benannt nach dem 1429 datierten Kreuzigungsretabel der ehemaligen Bamberger Franziskanerkirche, heute im Bayerischen Nationalmuseum München (Inv.-Nr. MA 2625; Peter Strieder: *Tafelmalerei in Nürnberg 1350–1550, Königstein/Taunus 1993*, S. 173, Kat.-Nr. 12). Leider fehlt den Rezipienten des Katalogs jegliche Vergleichsabbildung, um diese von Alfred Stange übernommene Hypothese problemlos überprüfen zu können.

Hier steht man vor einer der großen Fragen der Forschung zum Nürnberger Schönen Stil, deren Beantwortung man künftig wohl vorsichtiger und vor allem unter Berücksichtigung detaillierterer (eben auch technologischer) Kenntnisse angehen muss. Sind die beiden ziemlich gleichzeitig datierten Retabel wirklich auch dem selben „Meister“ zuzuschreiben – und was genau hieße: sie entstammen einer „Werkstatt“?

Hier seien nur einige Beobachtungen angefügt, die zeigen, wie kompliziert die Sache im Detail ist: Hinsichtlich des Ausdrucks seiner Figuren erreicht der Maler der Flügel des Deichsler-Retabels eine größere Ruhe und eine gewisse Innerlichkeit (und sei es auch nur mittels der dunkler getönten Augenhöhlen), die dem großen Vorbild dieser Malerei, dem Meister von Wittingau, noch näher zu stehen scheint, auch wenn man konstatieren muss, dass der Deichsler-Altar dieses – ja um einige Jahrzehnte ältere! –

„Vorbild“ verfeinert und beruhigt. In Bezug auf die Intensität des Blicks und der diese betonende Formung der Brauen z.B. steht der hl. Nikolaus vom oben erwähnten Rotflasch-Epithaph in St. Sebald den Aposteln des Wittingauer Meisters noch näher.

Die in glühenderen Farben und mit deutlicheren Weißhöhungen ausgeführten Figuren der Mitteltafel des Imhoff-Altars hingegen wirken gegenüber Rotflasch-Epithaph und Deichsler-Retabel etwas schematischer, gefühlsärmer, nicht zuletzt das Antlitz des Maria krönenden Christus. Vielleicht sind dies bereits Indizien einer Fortentwicklung von älteren, so zu sagen „böhmischen“ Idealen, wie sie dann in der Entwicklung hin zum genannten Bamberger Passionsretabel von 1429 immer deutlicher zu Tage treten?

Aber muss der Maler der Rückseite des Imhoff-Retabels deshalb wirklich mit dessen Schöpfer als Person ineins gesetzt werden? Die schräggestellten, geraden Augenbrauen sind – gegenüber der Marienkrönung – zunächst einmal nur als eher schematische Bildzeichen für Trauer und Schmerz zu deuten. Dass hier am Imhoff-Retabel zwei verschiedene „Hände“ tätig waren, leitet sich eher aus anderen Indizien, z.B. der unterschiedlichen Gestaltung des Marienschleiers oder der etwas anderen Proportionierung der Köpfe ab. Wenn etwas am Imhoff-Retabel dem Maler der Flügel des Deichsler-Retabels näher steht, dann ist es diese Tafel der Rückseite (vgl. Kammel, S. 43). Man vergleiche nur die Häupter des Jüngers Johannes und des hl. Petrus Martyr oder die Eigenart der nach vorn hin so zu sagen ganzheitlich gehöhten und also heller werdenden Haarfrisuren. Von den Johannes-Darstellungen des Bamberger Passionsretabels ist diese Kunst so weit entfernt, dass man sich fragt, weshalb alte Hypothesen ohne präzisen oder auch nur bildlichen Vergleich übernommen wurden. Näher steht dem Bamberger Altar stilistisch hingegen das aus Cadolzburg stammende Retabel, seit der Schenkung von 1873 an den Kronprinzen Friedrich ebenfalls im Besitz der Berliner Museen (Jagdschloss Grunewald, Inv.-Nr. Gk 8997; vgl. Peter Strieder: Tafelmalerei in Nürnberg 1350–1550, Königstein/Taunus 1993, S. 172f., Kat.-Nr. 11).

Plausibler ist die Zuordnung des ebenfalls in die Pfarrkirche zu Münnerstadt gelangten Marientodes (Kat.-Nr. 37) zu der von Kammel zusammengestellten Gruppe. Sie steht den sanften Aposteln des Imhoff-Retabels nahe, wobei die Art der am Boden umschlagenden Gewandteile der vorderen Apostel tatsächlich auf einen späteren Entstehungszeitpunkt hindeutet. Fragwürdig ist hingegen die Zuordnung des Epithaphs der Anna Glockengießer († 1433) in St. Lorenz (Kat.-Nr. 38). Hier ist nur die Gruppierung der Apostel ähnlich, im Detail der Frisuren und der Gewandgestaltung offenbart sich eine andere künstlerische Auffassung.

Der von den Restauratorinnen herausgearbeitete enge Bezug zwischen Malerei und Skulptur wird in der kunsthistorischen Bewertung wenig genutzt. Und weshalb gerade die Einzeltafel mit trauernder Maria und Schmerzensmann Gm. 1531 der geschnitzten Kreuzigungsgruppe des Deichsler-Retabels so nahestehen soll, dass daraus zu schließen sei, dass „die beiden Malerpersönlichkeiten, die den Imhoff-Altar schufen“, und eben jener Schnitzer „möglicherweise mehrfach kooperierten“ (S. 43, r. Spalte), bleibt rätselhaft. Die beiden trauernden Marien der Deichsler-Kreuzigungsgruppe und der Tafel Gm. 1531 sind sich vom Typus her ähnlich, nicht aber im Detail. Das Haupt der geschnitzten Maria ist länglicher, der Schleier mit seinem wie bei den Schönen Pietàs

Prager Provenienz plissierten Saum kragt weiter über, die Faltenkaskaden des Schleiers schmiegen sich bei der Skulptur sanft der Schulter an, während sie beim Gemälde unnatürlich stilisiert schräg herunterfallen.

Es ist ein bekanntes Grundproblem beim Vergleich aller Werke des Schönen Stils: Sie sind motivisch oft so ähnlich, dass es sehr genauer, detaillierter Stilvergleiche bedarf, um die Unterschiede zu benennen. Im genannten Fall sind diese so groß, dass zumindest die besagten Schlüsse nicht wie selbstverständlich gezogen werden können. Und leider war ja in der Kabinettausstellung, die der Katalog dokumentiert, kein Vergleichsbeispiel im Original zu sehen gewesen, das z.B. die Nähe oder Ferne zur böhmischen Kunst hätte abschätzen helfen, ebensowenig eines aus der Nachfolge, wie eben z.B. des Bamberger Franziskaneraltars oder verwandter Stücke, welches den Wandlungsprozess hin zu „kantigeren“ und breiteren Gesichtstypen ebenso wie zu dem traditionell als „neu“ eingeschätzten Passionsrealismus erfahrbar gemacht hätte. Dass letzteres gar nicht zutrifft, belegen die im GNM anzutreffenden Tafeln des ehemaligen Hochaltarretabels der Nürnberger Frauenkirche, die in der älteren Forschung immer wieder als Ausgangspunkt des „Deichsler-Meisters“ angeführt wird – was zu überdenken wäre.

Diese Bemerkungen mögen im Rahmen einer Rezension genügen, um die Problematik anzudeuten – und darauf hinzuweisen, wo künftige Forschung ansetzen könnte. Die relativ gute Datierbarkeit der genannten Werke – das Epitaph mit der hl. Anna entstand kurz nach 1413, das Deichsler-Retabel in die Zeit der zweiten Ehe Berthold Deichslers, das Imhoff-Retabel in der Zeit der dritten Ehe Konrads, also 1418–21 – macht sie zu Schlüsselwerken, deren genaue Qualitäten noch weiter herausgearbeitet werden müssen, und zwar im Vergleich mit Referenzwerken des Schönen Stils, insbesondere Böhmens. Es bleiben die großen Fragen nach den Verbindungen Nürnbergs in der Zeit der Hussitenkriege, während der (zumindest versuchten) Abriegelung Böhmens, der Rolle des Königs und Kaisers Sigismund und seines Hofes oder einer vermuteten bewussten Stilwahl am Ende der Epoche des „Schönen Stils“. Hier liegt ein weites Feld künftiger Forschungen vor uns, die möglichst wieder in Verbindung mit einer Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums angegangen werden sollten. *Markus Hörsch*

500 Jahre Engelsgruß in St. Lorenz Nürnberg. Hrsg. von der Evang.-Luth. Kirchengemeinde St. Lorenz. Beiträge von Wolfgang Beinert ... Aufnahmen von Thomas Bachmann. Lindenberg i. Allgäu: Fink 2018. 104 S. mit zahlr. Abb. € 14,80

Der im Jubiläumsjahr des Hauptwerks von Veit Stoß erschienene Band versammelt Beiträge zu unterschiedlichen Aspekten des Engelsgrußes. Auf S. 4 wird begründet, warum die Herausgeber die traditionelle Bezeichnung „Englischer Gruß“ – welche entgegen der dort aufgestellten Behauptung keineswegs eine „Genitivkonstruktion“ ist – durch „Engelsgruß“ ersetzen: Erstere Bezeichnung führe zu Verwechslungen! Dieses ernst genommen, hätte man im Jahre 2018 allenfalls 499 Jahre „Englischer Gruß“ und ein Jahr „Engelsgruß“ feiern können.

Der Beitrag „Veit Stoß – Ein Lebensbericht“ von Ines Pelzl (S. 9–25) fasst die bisherige Literatur zur Biografie des Künstlers zusammen und bietet sie auf ansprechende

Weise dar. Der flüssig geschriebene Aufsatz verbindet die Werke des Meisters mit dessen persönlichem Schicksal – die Rolle mancher Dritter im Geschehen um Stoß (etwa Christoph Scheurl, S. 17) ist bis heute noch nicht völlig geklärt. Bei der Frage nach dem Geburtsort und -jahr des Künstlers wäre der zeitlich und persönlich Stoß am nächsten stehende Johann Neudörffer vielleicht doch besser als bisher zu berücksichtigen.

Frank Matthias Kammel führt den Leser mit dem Beitrag „Der Englische [!] Gruß. Legendäres Kunstwerk und Monument der Marienverehrung“ (S. 27–43) in die Rezeptionsgeschichte dieses Werks ein, das auch im 19. Jahrhundert oftmals noch um Verständnis und Anerkennung ringen musste. Von großem Wert ist die motivgeschichtliche Darlegung, mit welcher der Autor seinen Beitrag enden lässt. Stoß und sein Auftraggeber Anton Tucher haben das Thema ja nicht etwa erfunden. Der Stellenwert des Stoß'schen Werks erschließt sich gerade durch den Vergleich mit den hier vorgelegten zeitgenössischen Andachtsblättern.

Diesen Aspekt, nämlich den des Vergleichs, führt Vera Henkelmann mit ihrem Aufsatz „Der Marienleuchter in St. Lorenz Nürnberg“ (S. 45–61) weiter, indem sie neben den Fragen nach Ikonografie und Funktion dieses Kunstwerks auf die damals durchaus verbreitete Erscheinung der Marienleuchter eingeht. Das Nürnberger Werk wird sicherlich zutreffend als in diesem Zusammenhang seinesgleichen suchend qualifiziert.

Der Beitrag „Die materialisierte Erscheinung. Aspekte zu Raum und Polychromie des Englischen [!] Grußes von Veit Stoß“ (S. 63–83) von Sarah Nienas betrachtet die farbige Fassung des Kunstwerks im Zusammenhang mit dessen Verortung im Raum – nämlich hoch im Chor und vor dem Ratsfenster hängend – sowie mit seiner Funktion. Bedeutend ist die Feststellung der Autorin, dass das Nürnberger Werk wohl das einzige ist, welches das Thema „Verkündigung“ nicht in einem fest umrissenen, architektonischen Raum stattfinden lässt (S. 67), sondern in himmlischer Sphäre und ohne Schrein oder schreinartigen Hintergrund. In diesen Zusammenhang gehört auch die Beobachtung, dass der Englische Gruß einerseits durch die Beleuchtung vermittelt der Chorfenster von hinten in ein diffuses Licht, durch den ebenfalls zu Tüchers Stiftung gehörenden Marienleuchter von vorne in warmes Kerzenlicht getaucht worden ist. Die Einbeziehung von an sich nicht fassbaren Elementen wie Luft, Raum und Licht (S. 68) wird durch die farbige Fassung des Kunstwerks unterstützt, wobei naturgemäß dem in großem Umfang verwendeten Gold eine herausragende Rolle zukommt. Die Frage, ob der hier zu beobachtenden, stark ausgeprägten Polychromie ein Stellenwert zuzubilligen sei, der über das Betonen des Gegenständlichen hinausgeht, beantwortet die Autorin folgerichtig bejahend.

Wolfgang Beinert bietet mit seinem Beitrag „Maria – eine katholische Perspektive“ (S. 85–93) eine kurze theologiegeschichtliche Betrachtung, bei welcher man allerdings fragen muss, was die angeführten, aus den Jahren 1854, 1950, 1964 und 1965 stammenden Dogmen der katholischen Kirche (S. 88) mit einem Kunstwerk aus dem frühen 16. Jahrhundert zu tun haben sollen.

Karin Ulrich-Eschemann schließlich bietet mit „Der Engelsgruß zwischen Himmel und Erde im Gottesdienst“ (S. 95–104) eine Bildbetrachtung aus protestantischer

Sicht, welche den Bogen von Maria zu Christus spannt, mithin den heilsgeschichtlichen Aspekt betont.

Ein besonders hohes Lob ist Thomas Bachmann, dem – man ist versucht zu sagen – Schöpfer der beigegebenen Fotografien auszusprechen, der sowohl im Detail als auch in der Fülle der Abbildungen den Blick auf ein Kunstwerk von außergewöhnlichem Rang ermöglicht, der der Erfahrung vor Ort sehr nahekommt. *Helge Weingärtner*

Frank Matthias Kammel (Hrsg.): **Adam Kraft – Der Kreuzweg**. Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum vom 22. März bis 7. Oktober 2018. Nürnberg: Verl. des Germanischen Nationalmuseums 2018. 95. S. mit zahlr. Abb. € 18,-

Das vorliegende Werk enthält die Beiträge „Die Nürnberger ‚Via Crucis‘ und der Geist ihrer Entstehungszeit. Religiöse Memorialpraxis, Passionsfrömmigkeit und Bildkultur am Ausgang des Mittelalters“ von Frank Matthias Kammel (S. 14–63), sowie „Werktechnik und Restaurierung. Beobachtungen zum materiellen Bestand der Kreuzwegstationen von Adam Kraft“ von Wibke Ottweiler, Oliver Mack, Katrin Müller und Walter Hartleitner (S. 64–90). Den Beiträgen vorangestellt sind sieben Tafeln mit sehr guten Aufnahmen der Leidensstationen Krafts nach der jüngsten Restaurierung. Diese Stationen bildeten zusammen mit zwei kleineren Fragmenten die Elemente der Ausstellung zur Restaurierung im GNM 2018, die auf S. 91 vorgestellt werden. Den Beschluss machen ein Literatur- und ein Abbildungsverzeichnis.

Der Beitrag von Kammel stellt eine reichhaltige Zusammenstellung von Fakten über die Sehnsucht der Menschen des Mittelalters nach Miterleben und Mitleiden auf dem Kreuzweg Jesu dar, die bis zur Vermessung der Via Dolorosa, ja sogar von Körper und Kreuz Christi reichten. Die Praxis der Meerfahrt, der Pilgerreise ins Heilige Land, wird kenntnisreich und mit vielen Details dargestellt. Die Entstehung der ersten Kreuzwege in Deutschland ist ausführlich und von gutem Bildmaterial begleitet ebenso vertreten, wie auch auf die Passionsfrömmigkeit in der Reichsstadt Nürnberg anhand etlicher Pilgerberichte von Nürnbergern hingewiesen wird. Nürnberg selbst besaß mit der Heiligen Lanze und einem Kreuzpartikel höchst bedeutende Reliquien, und die Leidensgeschichte Jesu war und ist in den hiesigen Kirchen mit verschiedenen Kunstwerken gut vertreten.

Zum eigentlichen Thema des Beitrags, dem Kreuzweg Adam Krafts in St. Johannis, muss allerdings angemerkt werden, dass das Bestreben des Autors, die sieben Stationen von den vollplastischen Figurengruppen des Kreuzwegs zeitlich zu trennen und die Kraft'schen Stationen unbedingt auf die Zeit um 1490 zu datieren sowie einen Kreuzweg von mehr als 1.100 Schritt mit einem älteren Kreuzweg von lediglich 1.050 Schritt Gesamtlänge zu identifizieren, zum Scheitern verurteilt war. Auch die Einbeziehung des angeblichen Ketzelskreuzes in den Kreuzweg vermag nicht zu überzeugen. Zu diesem Komplex muss hier auf den im vorliegenden Band der MVGN abgedruckten Aufsatz des Rezensenten („Zwei Kreuzwege in St. Johannis, das Kleebergerkreuz und die Holzschuherkapelle als Begräbnisort“) verwiesen werden. Die Behauptung übrigens, der Nürnberger Kreuzweg habe eine „Vorbildwirkung“ auf den etwa 1500 bis 1503 entstan-

denen Bamberger Kreuzweg ausgeübt, ist angesichts der nun feststehenden – weil einzig möglichen – Datierung des Nürnberger Kreuzwegs auf 1506 bis 1508 ebenfalls hinfällig geworden.

Im zweiten Beitrag, der sich mit Methoden und Ergebnissen der Restaurierung der Kraft'schen Reliefs im Germanischen Nationalmuseum beschäftigt, werden sachkundige Informationen zum Werkstoff Sandstein, zu dessen Erhaltung wie auch zur Feststellung früherer Restaurierungen und Reste von Farbauftrag geboten, was gerade im letzteren Fall von großer Bedeutung ist. Bezüglich der Restaurierungskampagnen muss jedoch erneut auf den oben erwähnten Aufsatz des Rezensenten verwiesen werden, denn zum einen trifft die Behauptung nicht zu, Jakob Daniel Burgschmiet habe zwischen 1827 und 1829 vier Kreuzwegstationen restauriert – in Wahrheit war es nur eine einzige –, und zum anderen konnte eine den Verfassern des vorliegenden Beitrags noch unbekannte Restaurierung des gesamten Kreuzwegs um das Jahr 1770 nachgewiesen werden, während der ausdrücklich ganze abgebrochene Teile ergänzt worden sind. Diese Entdeckung hat mit Bestimmtheit Einfluss auf die Einordnung bestimmter Spuren älterer Eingriffe in die Reliefs, welche man bisher entweder der früheren Restaurierung von 1662 oder der späteren von Burgschmiets Hand zuordnen zu können glaubte.

Gelungen ist die ausführliche Darlegung der behutsamen Vorgehensweise der Restauratoren bei ihrer Arbeit, die von Gesamt- und Detailfotos begleitet wird und dem Leser Gefühl wie gleichermaßen Bewusstsein hinsichtlich der Arbeitsweise der Restauratoren vermittelt.

Für den Katalogteil bleibt noch nachzutragen, dass die bei den Stationsreliefs jedes Mal verwendete Formulierung „Ursprünglicher Standort“ im Zweifel nur für die Zeit vor der Ersetzung der Originale durch die Kopien Geltung haben kann; für die vierte Station stimmt sie bestenfalls seit der Zeit kurz vor 1945. Auch insofern ist auf den oben angeführten Aufsatz hinzuweisen.

Helge Weingärtner

Otto A. Baumgärtel: **„Wohl! nun kann der Guss beginnen ...“** Schätze der Nürnberger Rotschmiede. Ausstellung der Altstadtfreunde Nürnberg e.V. im Museum |22|20|18| Kühnertsgasse, Nürnberg, 30. September 2017 bis 20. Mai 2018. Nürnberg: Altstadtfreunde Nürnberg 2017. 202 S. mit zahlr. Abb. € 35,-

Die im Unterschied zu den Geschützen lange unterschätzten kleineren Erzeugnisse Nürnberger Rotschmiede erhielten in der Ausstellung der Altstadtfreunde ein Podium, um sich einer breiten Öffentlichkeit vorstellen zu können. Der reich bebilderte Katalog ordnet 80 Exponate nach den Kategorien „Glocken, plastische Arbeiten, Geschütze“, „Kirchengerät“, „Judaica“, „Hausgerät“ sowie „Beispiele für Nürnberger Tand“. Sowohl der Katalog als auch die meisten Beiträge (nämlich sieben von neun) zur Geschichte des Rotgusses und der Rotschmiede in Nürnberg sind die ‚Ein-Mann-Vorstellung‘ von Otto A. Baumgärtel, der hierfür dank seiner jahrelangen Beschäftigung mit diesen Themen freilich bestens in der Lage war. Überdies fanden Inge Lauterbach („Rotschmiede in den Handwerkshäusern Kühnertsgasse |22|20|18|“, S. 13–17) und

Julia Uehlein („Ein Neuanfang im 19. Jahrhundert: Von Jakob Daniel Burgschmiet zur Kunstgießerei Lenz“, S. 81–91) mit ihren Beiträgen ebenfalls Aufnahme in den Band.

Das Hauptverdienst dieses Werks liegt, wie schon oben angedeutet, in der Präsentation von Produkten der Nürnberger Rotschmiede, welche hier einmal nicht die sattsam bekannten Nürnberger Kanonen sind, sondern Gegenstände, wie man sie im Alltag auf vielfältige Weise benötigte. Darüber hinaus ist christliches Kirchengeschick genauso vertreten wie die so genannten Judaica, worunter vor allem Chanukkaleuchter und Sabbatlampen zu verstehen sind.

Die dem Katalog vorausgeschickten Artikel sind für das Verständnis der Geschichte des Nürnberger Rotgusses sehr hilfreich, wie z.B. die Hinweise zu Datierungshilfen und Meisterzeichen. Dass der Ort der Ausstellung, ehemals zeitweilig Wohn- und Arbeitsplatz von vier Rotschmiedern, einen besonderen Platz in diesem Band einnimmt, versteht sich von selbst.

Die Abbildungen sind durchwegs gelungen und aussagekräftig. Unterstützt werden diese durch weitere Darstellungen des Handwerks auf älteren Stichen, von Herbergsschildern, Darstellungen von Feiern des Handwerks und nicht zuletzt durch Porträts von Vertretern des Rotschmiedehandwerks. Bei einigen dieser Porträts muss allerdings angemerkt werden, dass die angegebenen Signaturen falsch und irreführend sind. Die Abb. 21, 22 und 90 stammen aus einem Meisterbuch im Stadtarchiv Nürnberg mit der Signatur StadtAN E 5/56 Nr. 70. Die hier verwendeten Abbildungen sind dort auf den Blättern 5, 7 und 11 zu finden. Die im vorliegenden Band zu beobachtenden Signaturen lauten jedoch „StadtAN, E5 56/77, fol.“ mit der jeweiligen Blattnummer. Hier wurden versehentlich die alten, längst ungültigen Signaturen (StadtAN E 5/56 Nr. 77 etc.) mit den jetzt gültigen vermischt.

Insgesamt aber ist das natürlich eine gelungene Publikation zu einem wichtigen Thema aus der Nürnberger Handwerksgeschichte. *Helge Weingärtner*

Bernd Nürnberger / Bernd Böhner (Hrsg.): **Künstler in Erlangen von 1700 bis heute**. Erlangen 2017. 320 S. mit zahlr. Abb. ca. € 35,-

In dem reich bebilderten Sammelband lassen sich zu nahezu jedem bzw. jeder in Erlangen geborenen/r oder tätig gewordenen/r Künstler bzw. Künstlerin Informationen finden, sein Schwerpunkt liegt jedoch eindeutig auf der Kunst des 20. Jahrhunderts. Etwas unglücklich erscheint als mittleres von neun Titel-Selbstporträts die Malerin Katharina Geiger (*1789 Schweinfurt), die im Gegensatz zu ihrem Vater Conrad Geiger nicht mehr in Erlangen wirkte.

Durch ein Register zweckmäßig erschlossen, wendet sich das Buch an ein breites Publikum. Der Essay-Teil enthält recht unterschiedliche Beiträge – teils mit, teils ohne Anmerkungen, teils neu geschrieben, teils auf Inhalte früherer Publikationen zurückgreifend. Bei den Überblicksdarstellungen ergänzen sich die Essays dennoch: Bernd Nürnberger behandelt die „Künstler im 18. und 19. Jahrhundert“, Birgit Rauschert „Malerei und Fotografie im Wettstreit“ sowie „Die Moderne in der Provinz“. Hervor-

zuheben ist wegen seiner kritischen Untertöne zur Nachkriegszeit der Aufsatz von Johann Adam Stupp „Kunst und Künstler in Erlangen 1945-55“. Abgerundet wird das Bild durch den Blick auf zwei Erlanger Künstlergemeinschaften – von Kurt Jauslin zur Atelieregemeinschaft „Thalerei“, vom Künstler Helmut Haunstein zur Künstlergruppe „ZEKK“. Aus dem Rahmen fällt der Spezialaufsatz von Birgit Rauschert „Carl Haag und die Fotografie“, dem man eine Publikation an geeigneterer Stelle gewünscht hätte.

Den Kern des Buches bilden die Biografien der Künstler und Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts, die in zwei Gruppen aufgeteilt sind: Den Vorzug erhielten die „Klassiker“, die jeweils ausführlich mit Text und Werkabbildungen vorgestellt werden, während man bei der „Avantgarde“ leider auf separate Fotos exemplarischer Arbeiten verzichtete. Zu den drei Werkansichten „Kopf eines Gelehrten“ auf Seite 145 muss hinzugefügt werden, dass der Dargestellte durch neuere Forschungen als der Erlanger Psychiater Berthold Kihn identifiziert wurde, der in der NS-Zeit Gutachter für die berüchtigte „Euthanasie“-Aktion T 4 war. Allen Biografien sind Porträts der Künstler beigegeben, oft vor ihren Werken im Atelier oder in Ausstellungen, für die Bernd Böhner, vielen als Fotoredakteur der Erlanger Nachrichten bekannt, ein besonderes Gespür hat.

Der Anhang, dessen Perspektive durch die langjährige ehrenamtliche Tätigkeit beider Herausgeber für das Kunstmuseum Erlangen determiniert ist, streift die Kunst im öffentlichen Raum (Beitrag von Christof Präg) und bietet als Dreingabe Einblicke in die lokale Kunstszene: Ausstellungsbetrieb, Kunstkooperationen, Mäzenatentum. Dass sich dabei auch Bernd Nürnberger ein wenig in Szene setzte, sieht man ihm gerne nach, verdanken ihm doch die Erlanger Kulturinstitutionen – allen voran Kunstmuseum, Stadtmuseum und Stadtarchiv – bedeutende Schenkungen. Kurz vor seinem 80. Geburtstag, der am 30. September 2020 gewesen wäre, ist Bernd Nürnberger verstorben. Erlangen verlor mit ihm einen nachhaltigen Förderer der Kunst und einen streitbaren Kämpfer für denkmalpflegerische Belange. *Werner Heunoske*

Kultur, Sprache, Literatur, Musik

Uta Dehnert: **Freiheit, Ordnung und Gemeinwohl.** Reformatorische Einflüsse im Meisterlied von Hans Sachs (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 102). Tübingen: Mohr Siebeck 2017. XVI, 563 S. € 130,-

Hans Sachs, ohne Zweifel der breitenwirksamste und wirkungsmächtigste Vertreter der meisterlichen Liedkunst im 16. Jahrhundert, hat eine Reihe von Sammelhandschriften hinterlassen, in denen er eigene (und vereinzelt auch fremde) Texte im Auftrag Dritter und wohl gegen Bezahlung niedergelegt hat. Eines der besitzgeschichtlich besonders bemerkenswerten Exemplare ist dasjenige, das er 1549 auf 335 Folien für den Schlossergesellen Barthel Weber (* 1525/26) zusammengestellt hat. Weber, damals noch ein junger Mann von etwa 23 Jahren, war selbst innerhalb der Singebewegung aktiv und hat fünf Lieder und einen selbst entwickelten Ton hinterlassen. Er hat das Buch später in seiner Familie weitervererbt. Als Folgebesitzer darf man wohl seinen Sohn Hans I.

(† 1623) und möglicherweise auch seinen Enkel Hans II. (1589–nach 1620) annehmen, die beide als Meistersinger belegbar sind. Auf jeden Fall gelangte die Handschrift dann in den Besitz von Wilhelm Weber (1602–1661), den Bruder des Letztgenannten, der der Meistersingerkunst zwar nicht mehr anhing, aber als außerordentlich beliebter ‚Spruchsprecher‘ in Nürnberg wirkte und sich immer wieder von Hans Sachs für eigene Dichtungen inspirieren ließ. Dieser schenkte das wertvolle Buch wohl um 1636 an die Bibliothek des Altdorfer Alumneums, wo es vor 1697 u.a. von dem frühen Historiker des Meistersangs, Johann Christoph Wagenseil (1633–1705), benutzt wurde. Von dort gelangte das Manuskript nach 1757 auf ungeklärte Weise in den Besitz von Georg Andreas Will (1727–1798), den wichtigsten Historiker Nürnbergs im 18. Jahrhundert, der in Altdorf lehrte. Mit seiner umfangreichen Noricasammlung wurde das Stück schließlich von der Nürnberger Stadtbibliothek übernommen, wo es noch heute verwahrt wird.

Diese ‚wunderlichen fata‘ des Buches sind allerdings nicht das eigentliche Thema der anzuzeigenden Untersuchung und werden nur cursorisch referiert. Vielmehr geht es in der Stuttgarter Dissertation von 2015/16, die von der Landeshistorikerin Sabine Holtz betreut worden ist, hauptsächlich um die Texte der Handschrift selbst. Sie werden im Hinblick darauf analysiert, in welcher Weise sich das Gedankengut der Reformation darin niedergeschlagen hat und adaptiert worden ist. Immerhin war Sachs der prominenteste Meistersinger seiner Zeit und hatte an der Ausbreitung der lutherischen Positionen in kleinbürgerlich-handwerkerlichen Milieus weit über Nürnberg hinaus einen erheblichen Anteil. Mittels seiner gedruckten Flugpublizistik und eben auch über die Meisterlieder, die nicht nur mündlich vorgetragen, sondern auch handschriftlich verbreitet wurden, erreichte er ein Publikum, dem auf bildhafte Weise die Grundprinzipien des neuen Bibel- und Weltverständnisses vermittelt wurden.

In ihren oft eingehenden, immer differenzierten und von theologischer und historischer Sachkenntnis getragenen Analysen unterscheidet die Verfasserin sinnvollerweise zwischen Meisterliedern mit geistlichen und solchen mit weltlichen Stoffen. Erstere machen gut 60% des Textbestandes aus und speisen sich aus alttestamentlichen, apokryphen und neutestamentlichen Prätexten. In seinen Bearbeitungen hält sich Sachs eng an die Vorlagen der Heiligen Schrift, arbeitet durch seine Themenwahl aber immer wieder die Probleme der Rechtfertigungslehre, der göttlichen Ordnung und der Funktionen der Obrigkeit heraus. Das Verhältnis von Ordnung und Freiheit scheint ihn dabei – auf der Basis der von Luther geprägten religiösen Grundüberzeugungen – in besonderer Weise beschäftigt zu haben. Freieren Umgang mit den Vorlagen erlaubte die Adaption weltlicher Texte, die Sachs aus einem breiten Spektrum antiker, mittelalterlicher und renaissancehumanistischer Quellen bezog, die oft auch relativ abgelegen waren und überdies ein positiveres Licht auf die oft unterschätzten Lateinkenntnisse des Handwerkerdichters werfen. Auf diesem Feld wird seine Fähigkeit, aufgegriffene Stoffe und Motive gegebenenfalls auch anders zu akzentuieren oder gar umzuinterpretieren, besonders deutlich. Die Handlungskerne dienen als Exempel, anhand derer richtiges und falsches Handeln deutlich gemacht werden kann – auch in den Fällen, in denen keine umfangreiche *Moralisatio* einen unmissverständlichen Hinweis auf die Wertung und

Wirkungsintention der Sprecherinstanz gibt. Auch hier sind es die schon in den biblischen Meistergesängen identifizierten Kernbereiche, die Sachs besonders interessiert haben.

Anhand ihrer Untersuchungen zeigt die Verfasserin sehr eindringlich das religiöse Wissen, die Reflexionsbereitschaft und die Differenziertheit, mit denen ein Laie wie der Nürnberger Meistersinger die religiösen Debatten seiner Zeit aufnahm, sich eine eigene (mitunter durchaus auch von Luther wegführende) Meinung bildete und das gewonnene Wissen durch seine literarischen Umsetzungen fruchtbar machte. Dass er dabei weniger an scholastischen Spitzfindigkeiten interessiert war, sondern die entwickelten Grundüberzeugungen immer wieder auf die Fragen des richtigen Handels im Lebenszusammenhang bezog, also die moralische und sozialetische Dimension besonders herausstellte und die Frage nach dem Gemeinwohl thematisierte, dürfte nicht zuletzt seiner sozialen Herkunft und den stadtbürgerlichen Kontexten geschuldet sein, die seinen primären Erfahrungshorizont ausmachten. Da das Dichterbild der Zeit im allgemeinen und die Präsentationssituation in den Singschulen im besonderen grundlegend didaktisch geprägt waren, stellen die Texte Zeugnisse einer Auseinandersetzung und Vermittlung religiöser und lebensweltlicher Überzeugungen dar, die auf die Adressaten direkten Einfluss nehmen, zum Nachdenken und zur eigenen Meinungs- und Wertebildung anregen wollten. In einem primär handwerkerlich geprägten Milieu ließ sich so ein neues Selbstbewusstsein entwickeln, das gerade auch von der lutherischen Aufwertung des Arbeitslebens unterstützt wurde.

Die Einzelanalysen greifen ganz überwiegend auf bisher unpublizierte Texte zurück, so dass neben der Analyse, Interpretation und Einordnung in größere Zusammenhänge auch die allem vorausgehende Entzifferungs- und Transkriptionsleistung der Verfasserin besondere Anerkennung verdient – angesichts der oft schwer lesbaren Handschrift Sachsens keine ganz nebensächliche Feststellung. Auch wenn im Buch immer wieder Ausschnitte aus den Primärtexten zitiert werden, werden die Gesamtexte nicht wiedergegeben. Das ist sehr bedauerlich, da die einzelnen Lieder ebenso wie das zugrundeliegende Corpus letztlich nur der Autorin präsent sind und sich somit der Nachprüfung entziehen; vielleicht ergibt sich in absehbarer Zeit ja die Möglichkeit, die Texte der für Barthel Weber verfassten Meisterliedersammlung in einer Edition allgemein verfügbar zu machen. Dem Entstehenszusammenhang der Arbeit als Promotionsschrift ist sicher die etwas ausufernde Hinleitung zur eigentlichen Untersuchung geschuldet, die rund 170 Seiten ausmacht. Die dort vorgestellten Sachverhalte und Theoriekonzepte scheinen sich gelegentlich etwas zu verselbstständigen, belegen aber doch die eingehende Auseinandersetzung der Verfasserin mit historischen, theologischen, literaturhistorischen und kulturwissenschaftlichen Kontexten und Verstehensansätzen. Dass bei aller methodischen Bewusstheit allerdings kein terminologischer Unterschied zwischen ‚Meistersingergesellschaft‘ (als Organisationsform) und ‚Singschule‘ (als Veranstaltungsform) gemacht wird, wie es sich in der Forschung schon seit längerem eingebürgert hat, befremdet ein wenig, zumal so oft im Unklaren bleibt, welches der beiden Phänomene nun eigentlich gemeint ist. Trotzdem: es handelt sich um eine außerordentlich aufschlussreiche Arbeit, die die religiösen Positionen von Sachs, seine argumentati-

ven und literarischen Verfahren mit großer Sachkenntnis überzeugend darstellt, in den Zeitkontexten verortet und die einzelnen Erkenntnisse am Ende in einem Fazit souverän zusammenführt. Dass der Band durch ein umfangreiches Sachregister erschlossen ist, ist ebenso ungewöhnlich wie erfreulich und erleichtert den Zugriff für Detailfragen ungemain.

Werner Wilhelm Schnabel

Christine Sauer (Hrsg.): **Festlich Tafeln in Nürnberg.** Tischkultur und Kochkunst (BCN Materialien) (Ausstellungskatalog der Stadtbibliothek Nürnberg 111). Nürnberg: Bildungscampus Nürnberg 2018. 95 S. mit zahlr. Abb. € 14,80

Das auf den ersten Blick vielleicht nicht sehr überraschende Thema (und wer sagt denn, dass ein Thema immer überraschend sein muss?) wird in vier dem Katalogteil vorhergehenden Beiträgen auf- und, den Katalog betreffend, vorbereitet.

Walter Gebhardt stellt unter dem etwas doppeldeutig anmutenden Titel „Große Fressen“ (S. 7–15) die traditionellen Gepflogenheiten vor, die zur Organisation und Durchführung umfangreicher Festessen in Nürnberger Kochbüchern der Barockzeit enthalten sind. Der Hang zu opulenter Schmauserei entwickelte sich, wie der Autor richtig feststellt, vor allem in der Folge des Dreißigjährigen Kriegs, der neben vielen Schrecken eben auch auf dem Gebiet der Nahrungsaufnahme große Einschränkungen mit sich gebracht hatte.

Das beste Beispiel für diese Erklärung stellt das Nürnberger Friedensmahl von 1649 dar, das Andrea M. Kluxen in einem eigenen Beitrag beleuchtet (S. 17–23). Hier werden neben dem bekannten Gemälde Sandrarts auch zeitgenössische Stiche dargeboten, die zur Verbreitung der Ansicht des Friedensmahles beitrugen.

Den zentralen Teil des vorgestellten Werks stellt die Arbeit der Herausgeberin Christine Sauer dar, worin „Tafeln und Tischdekorationen im Wandel“ aus dem Zeitraum vom 17. bis ins 20. Jahrhundert eingehend behandelt werden (S. 25–41). Die Barockzeit ist u.a. mit der Gattung der Trincier-Bücher vertreten, in welchen das anmutige Anrichten der Speisen auf entsprechend gestalteten Festtafeln gelehrt wurde, was bis zu Anleitungen zum Falten von Servietten in diversen Formen und Gestalten reichte. Der Hauptvertreter dieser Gattung in Nürnberg war Georg Philipp Harsdörffer, der sich damit als gebildeter ‚Maitre de Plaisir‘ aus dem Patrizierstand erwies. Die späteren Zeiten stehen unter dem Einfluss der französischen Koch- und Tafelkultur. Die großen Festmähler erforderten dann auch sowohl Menükarten, die man als Erinnerungsstück mit nach Hause nehmen konnte, als auch gedruckte Tischordnungen. Um es gleich vorwegzunehmen: Die Ausstellung profitierte zu einem gewissen Teil von der Menükartensammlung des Nürnberger Fabrikanten und Kommerzienrats Karl Raab, der diese mit einem Umfang von etwa 200 Exemplaren der Stadtbibliothek vermacht hatte.

Die regelmäßig auf Bürgertum, Großbürgertum und Adel beschränkte Festkultur der Wilhelminischen Ära musste auf Kritik bei der Arbeiterschaft stoßen. Diesen Aspekt behandelt Alexander Schmidt unter dem Zitat: „Du lieber Gott, wie leicht findet der Deutsche Anlass zu einem Festessen!“ (S. 43–51). Die Anlässe der damaligen Zeit waren Denkmalsenthüllungen, der Sedanstag, Besuche eines Monarchen usf. Die

Kritik an den damit verbundenen Tafeleien richtete sich natürlich vor allem gegen den immensen Kostenaufwand – ein Kritiker verwies in diesem Zusammenhang darauf, dass in früheren Zeiten bei offiziellen Veranstaltungen stets auch Armenspeisungen stattgefunden hatten. Allerdings konnte dem kritisierten Tun der oberen Klassen entweder nur die Kritik selbst entgegengesetzt werden, oder aber – in entsprechend einfacherem Rahmen – ein gemeinsames Essen. „Zum Fest gehörte auch die Tafel“, wie der Autor zutreffend schließt.

Der Katalog von Christine Sauer folgt der Chronologie, wie sie die vorhergehenden Beiträge vorgaben. Von Darstellungen aus Kochbüchern mit Köchinnen, Hausfrauen und deren Arbeit in Küche und Garten wird der Bogen zu den schon erwähnten Trincier-Büchern gespannt, die Moderne präsentiert sich auch mit ersten Fotografien von Festempfangen, Hotelinterieurs, und immer wieder mit dem für verschiedene Gelegenheiten zum Bankettsaal geschmückten Nürnberger Rathausaal. Abbildungen von Tafelgeschirr aus zeitgenössischen Warenkatalogen sind ebenfalls vertreten, wie auch Musterbücher für aufwändige Konditorarbeiten. Die reichhaltige Auswahl aus der schon erwähnten Menükartensammlung Raab komplettiert Ausstellung und Katalog. Hier hätte man allerdings noch auf die zahlreichen, oft nur mit Initialen auftretenden Künstler aufmerksam machen können, die bis zum Ersten Weltkrieg ihr Auskommen vor allem der üppig blühenden damaligen Festkultur verdankten.

Die Abbildungen sind ausnahmslos von erstklassiger Qualität, Design und Satz (mit Ausnahme der senf-gelb hinterlegten Zwischentitel der Autorenbeiträge) ansprechend. Ein rundum gelungenes Werk, das auch dank Literatur- und Personenverzeichnis seinen Nutzen behalten wird.

Helge Weingärtner

Helmut Schwarz / Marion Faber: **Spielräume**. Von der Sammlung Bayer zum Spielzeugmuseum Nürnberg (Schriftenreihe der Museen der Stadt Nürnberg 18). Petersberg: Imhof 2019. 396 S. mit zahlr. Abb. € 49,95

Hier liegt nun das Opus Magnum der beiden „Spielbüchermacher“ vor, wie man sie in Anlehnung an ihr Buch über die Firma Spear gerne bezeichnen möchte. Helmut Schwarz, zwischen 1994 und 2014 Direktor des Spielzeugmuseums der Stadt Nürnberg, und die zwischen 1982 und 2011 dort tätige wissenschaftliche Mitarbeiterin Marion Faber schreiben mit diesem Buch weit mehr als eine regionale, auf Nürnberg bezogene Geschichte über das Sammeln von Spielzeug an Museen sowie von privater Hand im deutschsprachigen Raum. Es bietet zudem einen Überblick über die Spielzeugliteratur, wobei die beiden Autoren selbst mit ihren meist gemeinsamen Publikationen einen wesentlichen Schritt zur wissenschaftlichen Literatur in diesem Bereich beigetragen haben.

Das dem 2018 verstorbenen ehemaligen Nürnberger Kulturreferenten und Motor des Nürnberger Spielzeugmuseums Hermann Glaser gewidmete Buch ist in drei Kapitel gegliedert und beginnt mit „Spielzeug in Museen und in privaten Sammlungen“, wobei besonders auf Bayern geschaut wird. So erfährt der Leser, dass sowohl das Bayerische Nationalmuseum in München als auch das Germanische Nationalmuseum

(GNM) in Nürnberg im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts versuchten, ihre Attraktivität über die Präsentation von Spielzeug zu steigern. Das GNM stellte 1875 erstmals Zinnsoldaten aus, und es war auch dessen Erster Direktor Hans Bösch, der 1900 eine Kulturgeschichte über das „Kinderleben in der deutschen Vergangenheit“ vorlegte und damit in Deutschland eine Vorreiterrolle auf dem Büchermarkt einnahm, denn in Frankreich war bereits Literatur zum Spielzeug erschienen. Es folgten Schriften mit pädagogischen oder nationalökonomischen Ansätzen zum Thema. Das 1869 gegründete Bayerische Gewerbemuseum in Nürnberg verfolgte beim Sammeln von Spielzeug gestalterische Gesichtspunkte. Die Objekte sollten Vorbild und Anregung für Gewerbetreibende sein, schließlich wollte man die Unabhängigkeit von der ausländischen Spielwarenindustrie forcieren. Unter dessen Direktor Theodor von Kramer wurde 1889 im Ausstellungsgebäude am Marienortgraben ein Raum mit Spielzeug Nürnberger und Fürther sowie einiger auswärtiger Firmen gezeigt und es keimte erstmals der Wunsch nach einem Spielzeugmuseum in der Stadt auf. Doch die Nürnberger Gewerbetreibenden hatten kein Interesse an den Angeboten des Gewerbemuseums, dort auf Dauer Spielwaren zu zeigen, denn für sie waren sie Waren und sonst nichts (S. 27).

Mit Friedrich Hermann Huber, dem Direktor der Spielwarenfabrik Bing, zeichnen Faber und Schwarz erstmals in dem Buch ein Porträt einer Person nach, die als einer der Vorkämpfer der Idee eines eigenen Spielzeugmuseums in Nürnberg gelten darf. Diese Exkurse, von denen weitere zu Sammlern wie Edwin Redslob oder Sammlungen in lockerer Folge in dem Buch eingestreut sind, heben sich durch den blauen Verlauf im Hintergrund der betreffenden Seiten gestalterisch von den übrigen ab und sind so für den Leser leicht erkennbar, denn im Inhaltsverzeichnis fehlt leider ein Hinweis auf diese interessanten Einschübe.

1926 und im Dürerjahr 1928 fanden große Spielzeugausstellungen in Nürnberg statt. Zeigte die erste, von vielen Diskussionen begleitete, historisches Spielzeug, so konnte man in der zweiten auch Aktuelles sehen. Doch ein eigenes Spielzeugmuseum war in der Stadt noch nicht in Sicht, zumal die Weltwirtschaftskrise die hiesige Spielwarenindustrie hart traf. Das 1932 in Sonneberg eröffnete Spielzeugmuseum musste, wie es die Autoren schildern, keine Rücksichten auf eine Museums- und Kulturlandschaft nehmen. In der „Stadt der Reichsparteitage“ fand 1934 eine Leistungsschau statt, die eine Stärkung des Spielzeugabsatzes im Inland befördern sollte. Die Zeitläufte für ein Spezialmuseum waren in der Noris weiter schlecht.

Das Sammeln von Spielzeug lag vielfach in privater Hand, wobei vor allem gut situierte Frauen vor Ende des Ersten Weltkriegs bevorzugt Puppen, Puppenhäuser und -stuben zusammentrugen. Die Autoren zitieren den Schriftsteller, Philosophen und Spielzeugsammler Walter Benjamin, der die Hinwendung zum Spielzeug nach der Katastrophe des Krieges quasi als Bewältigungsstrategie eines ansonsten unerträglichen Daseins betrachtete. Zu diesen Sammlern zählte auch der Grafiker Walter Trier, der seine Kollektion sogar 1936 mitnahm, als er Nazi-Deutschland verlassen musste.

Ein weiterer Aspekt des Buches gilt Spielzeugbüchern der Zwischenkriegszeit, die das Wissen von Sammlern bündeln, sowie solchen Werken, die das Spielzeug in den Bereich der Wissenschaft rückten. Dazu zählen u.a. die Monografie über Zinnfiguren

des Zweiten Direktors am GNM Theodor Hampe sowie das erste, grundlegende Überblickswerk über historisches Spielzeug im deutschsprachigen Raum des Kunsthistorikers und Denkmalpflegers Karl Gröber. In einem Abriss über Sammler und ihre Spielzeugschränke wird der Bogen zur Präsentation der Sammlung Lydia Bayers d.Ä. geschlagen. Nicht unerwähnt bleibt, dass technisches Metallspielzeug bis 1945 weder von Sammlern noch von Museen in nennenswerten Umfang gesammelt wurde.

Das zweite, weit über 100 Seiten einnehmende Kapitel ist der Sammlung Bayer gewidmet. War das Buch schon bisher mit vielen verschiedenen Bildern von Gebäuden, Ausstellungen, Buchumschlägen und Personen illustriert, so ist es beinahe unfassbar, auf welch reiches Bildmaterial im Fall der Familie Bayer zurückgegriffen werden konnte. Dies hängt auch damit zusammen, dass die langjährige Leiterin des Nürnberger Spielzeugmuseums Lydia Bayer dieses als Universalerben einsetzte und viel aufbewahrte. Neben den Bildquellen konnten sich Schwarz und Faber auf viele schriftliche Quellen aus dem Erbe stützen. Anhand dieses Fundus schildern sie den Lebensweg der Ingolstädter Lehrerstochter Lydia, die wenig Spielzeug besessen hatte und deren größter, aber unerfüllter Kinderwunsch ein Kaufladen war. Dieser Wunsch erfüllte sich erst nach der Hochzeit mit dem Jugendfreund und Ingenieur Paul Bayer, der 1923 Direktor der Elektrizitätswerke in Würzburg wurde. Das Geschenk war zugleich die Initialzündung für die entstehende Sammlung, die später nicht nur Spielzeug umfasste. 1933 zog das Paar mit seinen Kindern Paul (geb. 1926) und Lydia (geb. 1929) nach Nürnberg, wo der Vater höchster technischer Beamter wurde. Dabei oblag ihm u.a. die Erschließung des Reichsparteitagsgeländes; während des Krieges versuchte er, die Versorgung mit Gas, Wasser und Strom in der Stadt aufrecht zu erhalten. Die finanziellen sowie räumlichen Voraussetzungen für ein Wachsen der bereits 1935 überregional bekannten Sammlung waren gegeben.

Mittels verschiedener Dokumente gelingt es, einen hervorragenden Einblick in das Leben einer Familie, besonders in die Schulzeit der Kinder im nationalsozialistischen Nürnberg, die bei dem Sohn mit dem Tod als Flakhelfer 1943 endet, zu gewinnen. Hervorzuheben sind die Fotografien Paul Bayers, worunter sich auch die unerlaubt angefertigte, doch für die Stadtgeschichte interessante der zerstörten Wohnung finden. Das Überleben der z.T. ausgelagerten Sammlung, die Inhaftierung und Entnazifizierung Paul Bayers, der bescheidene wirtschaftliche Wiederanfang von Mutter und Tochter nach 1945 sowie der 1950 erfolgte Umzug nach Würzburg, als Bayer an die Spitze der städtischen Versorgungsbetriebe berufen wurde, bilden individuelle Zeugnisse der deutschen Nachkriegsgeschichte und der Jahre des Wirtschaftswunders.

Die Tochter studierte Kunstgeschichte, Vor- und Frühgeschichte sowie Volkskunde und betreute zunehmend die wachsende Spielzeugsammlung, die in den 1950er Jahren in Teilen in Stuttgart und Dortmund ausgestellt wurde. Sie schrieb eine Dissertation über europäische Puppenhäuser, und die Eltern bauten in Würzburg ein Mehrfamilienhaus, in dem 1962 auf 110 Quadratmetern das Spielzeugmuseum Platz fand, dessen Leiterin die junge Lydia Bayer wurde, nachdem die Mutter bereits 1961 verstorben war. Das Privatmuseum errang internationale Beachtung, doch zeigte die Stadt selbst kein Interesse an dessen Konsolidierung und einer wissenschaftlichen Führung. Das Heran-

treten der Stadt Nürnberg an Vater und Tochter Bayer erwies sich als kongenialer Schachzug für die Realisierung des „Spielzeugmuseums Nürnberg“, dessen geistiger Vater der damalige Kulturreferent Hermann Glaser ist, der 1964 für eine Demokratisierung der Kulturlandschaft eintrat. Der Geschichte des Nürnberger Hauses bis 2014 ist das letzte Kapitel gewidmet. Die Stadt erwarb die Sammlung Bayer, wenn auch die letzte Rate erst 1994 mit dem Ausscheiden der seit 1966 amtierenden Museumsleiterin Lydia Bayer an diese gezahlt wurde. Hatte man die Sammlung zunächst an verschiedenen Orten in Nürnberg und im Ausland präsentiert, so konnte sie, gegliedert nach Spielzeugkategorien, im Dürerjahr 1971 als erstes kommunales Spielzeugmuseum in der Bundesrepublik in der Karlstraße u.a. mit einem Kinder-Happening auf dem Hauptmarkt eröffnet werden. Der Zuspruch war gewaltig, und die Stadt konnte mit dieser positiv besetzten Institution von ihrem Image als Stadt der Reichsparteitage abrücken. Der Leser erfährt neben der Bauhistorie des Museums einschließlich des Außenbereichs aber auch, welche verschiedenen Räume als Depot und für die Verwaltung genutzt wurden. Seit 1982 erfolgte verstärkt die inhaltliche und formale Erschließung der Sammlung, nicht zuletzt um zeitgemäße Konzepte zu erarbeiten. 1993 waren schließlich alle Räume des inzwischen erweiterten Museums zugänglich und durch drei Leitthemen gegliedert. Die Autoren verhehlen nicht die Schwierigkeiten, die Attraktivität des Hauses zu steigern, nachdem die Jahre des Booms vorbei waren. Mit dem Ausscheiden der großen Sammlerin Lydia Bayer, die das Haus durch ihre Persönlichkeit geprägt hatte, folgte als neuer Leiter der Historiker Helmut Schwarz. Nun wurde die Sammlungspolitik verändert und es konnten gewichtige Leihgaben und umfangreiche Erwerbungen getätigt werden. Hier gewinnt man auch einen Einblick in alle Bereiche der Museumsarbeit. Letztlich handelt es sich um einen Tätigkeitsbericht der Jahre bis 2014.

Schwarz und Faber informieren über das Entstehen weiterer Spielzeugmuseen oder das Anbinden großer, im Buch vorgestellter Sammlungen an bestehenden Museen. Sie schildern, wie altes Spielzeug zunehmend eine Anlage mit kommerziellen Interessen wurde. Entsprechend entwickelte sich ein Buchangebot, doch blieb die kulturhistorische Auseinandersetzung in der Regel ein Desiderat. Dies änderte sich u.a. mit der seit 1995 herausgegebenen „Schriftenreihe des Spielzeugmuseums Nürnberg“, in der auch der vorliegende Band als achte Publikation der Reihe, an der die beiden Autoren beteiligt sind, erschien. Das quellengesättigte Meisterstück überflügelt nicht zuletzt hinsichtlich des durch Udo Bernstein erstellten Layouts alle vorherigen Koproduktionen. Das Buch ist liebevoll bis ins Detail gestaltet: sei es der Schnitt, auf dem sich die quergestellte Collage aus vielfältigen Bildern des Covers weiterzieht, sei es das Lesezeichen in Form eines Bären, die Bildstreifen oder die Auswahl der Bildmotive. Positiv anzumerken ist auch, dass sich keiner der Autoren in den Vordergrund drängt. Man muss wohl beide sehr gut kennen, um zu erraten, wer was geschrieben hat. Teamwork durch und durch und dabei so spannend geschrieben, dass auch Personen, die weniger an Spielzeug als an der Nürnberger Stadtgeschichte und Biografien interessiert sind, das Buch mit Gewinn und Freude lesen können. Ersteren bietet es einen Einstieg in die Geschichte des Spielzeugsammelns und Ausstellens schlechthin. Es fehlt dem Autorenduo aber auch nicht an Ironie, wenn es nach der Vorstellung aller Jahresplakate zwischen 1971 und 2014, die sich im ausführlichen Anhang finden, einen großen weißen Punkt mit einer schwarzen,

roboterartigen Spielfigur mit der Aufschrift „GAME OVER“ in Art eines Piktogramms ans Ende ihrer langjährigen, hervorragenden Arbeit für das Spielzeugmuseum der Stadt Nürnberg setzt.
Claudia Selheim

Kirchengeschichte, Judentum

Stefan W. Römmelt: **Echters Protestanten**. Ein überraschendes Phänomen. Würzburg: Julius-Maximilians-Universität Würzburg 2017. 94 S. mit zahlr. Abb. vergriffen

Der Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung der Universität Würzburg im Gedenkjahr Fürstbischof Julius Echters von Mespelbrunn (1545–1617) beleuchtet ein bisher unbekanntes Thema: Der Betreiber der Gegenreformation wird hier vorgestellt als Landesherr, der sich auf den Gebieten Verwaltung, Kultur- und Kunstschaffen, ja sogar Medizin durchaus auch von Nichtkatholiken beraten ließ und selbst bei repräsentativen Projekten protestantische Künstler beschäftigte.

Der Katalog spannt einen Bogen von der Wiedergründung der Würzburger Universität durch Echter über einzelne Protestanten in verschiedenen Diensten des Fürstbischofs bis hin zu der Schlussbetrachtung („VII. Konfessionalismus und Pragmatismus“), die letztendlich eben doch mit der ernüchternden Ungleichung „Pragmatismus nicht Toleranz“ schließt. Die Alternative, vor welche die Untertanen gestellt worden sind, gezeigt am Beispiel der Rekatholisierung Würzburgs, führte zur Auswanderung bedeutender Kaufleute – mit entsprechenden Folgen für die Wirtschaft.

Davon sind diejenigen Fälle zu unterscheiden, die den Hauptanteil des Katalogs darstellen, nämlich Persönlichkeiten, deren besondere Fähigkeiten es ihnen ermöglichten, als Protestanten in katholischem Umfeld tätig zu sein. Gleich der Fall des aus Hagenau stammenden Würzburgischen Kanzlers Balthasar von Hellu bestätigt dies: Das Kanzleramt erhielt der Jurist wegen seiner Erfahrungen auf dem Gebiet der Reichspolitik, wobei er sich bei der Wahl gegen drei Mitbewerber durchsetzen konnte (S. 23). Bis heute scheint nicht ganz geklärt zu sein, ob von Hellu tatsächlich Protestant war, oder ob er lediglich zu den Ansichten dieses Bekenntnisses neigte. Die zitierte Äußerung des Herzogs Albrecht V. von Bayern, von Hellu sei ein treuer Anhänger der katholischen Religion gewesen (S. 22), muss hingegen nicht auf Tatsachenkenntnis beruhen, sondern könnte auch Zweckerhetik gewesen sein. Die Geschichte des nur zeitweilig für Würzburg tätigen Aggäus von Albada bietet eher das Bild eines Zerrissenen, der zwischen den verschiedenen Bekenntnissen einigermaßen geschickt zu lavigieren verstand und als Schwenkfeldianer sowohl der katholischen Messe als auch dem evangelischen Abendmahl fernblieb (S. 24). Die Erwartungshaltung gegenüber dem Juristen Konrad Dinner war von Anfang an offensichtlich sehr hoch, da man ihn sogar zum Studium nach Padua sandte, wo er promovierte, um danach wieder in Würzburg tätig zu sein (S. 25f.). Ein prominenter Protestant in Würzburger Diensten war Georg Ludwig von Seinsheim, der als Diplomat und als Kriegsmann zu Ruhm gelangte. Die Erziehung im Geist des Protestantismus hatte er von seinem Onkel Johann von Schwarzenberg erhalten (S. 32).

Bei den im VI. Abschnitt aufgeführten Künstlern mag die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession vielleicht nicht immer im Vordergrund gestanden haben, wenn gleich andererseits sehr wohl vorstellbar ist, dass katholische Künstler im Bereich des Bistums Würzburg sich über einen Auftrag ebenfalls gefreut und im Fall der Vergabe an einen Protestanten sicherlich eine unstatthafte Konkurrenz gewittert hätten. Gerade die Arbeiten Georg Brencks d.Ä., der mehrmals Altäre für katholische Gotteshäuser anfertigen durfte (so z.B. für Ochsenfurt und Frickenhausen, S. 52–57), haben ja doch eindeutig mit der religiösen Seite der Kunst zu tun; wohingegen der Bildhauer Michael (III.) Kern auch profane Werke realisierte, wie z.B. das Portal an der Echternburg auf der Festung Marienberg (S. 59). Auch einige Nürnberger Künstler fehlen in der Reihe der für Würzburg tätigen Künstler nicht, wie etwa Jacob Wolff d.Ä. (S. 66), der Maler Andreas Herneisen (S. 69f.) oder der Goldschmied Martin Rehlein (S. 72).

Der Band ist umfassend bebildert, und zwar sowohl mit zeitgenössischen Porträts der meisten vorgestellten Berühmtheiten als auch mit Fotografien oder Stichen der verschiedenen Kunstwerke, die Abbildungen sind durchwegs qualitativ hochwertig, wodurch die Lektüre des Katalogs sich sehr vergnüglich gestaltet. *Helge Weingärtner*

Gisela Naomi Blume: **Der neue jüdische Friedhof in Fürth.** Geschichte – Gräber – Schicksale (Personengeschichtliche Schriften 12). Nürnberg: Gesellschaft für Familienforschung in Franken 2019. 736 S. mit zahlr. Abb. € 36,-

Seit über zwanzig Jahren schafft die Expertin und frühere Vorsitzende der Fürther Kultusgemeinde umfangreiche Grundlagenwerke für die jüdische Geschichtsforschung in Mittelfranken: Dem Gedenkbuch für die Fürther Opfer der Schoa (1997), der Dokumentation des dortigen alten Friedhofs (2007) und des Friedhofs in Oberzenn (2013) sowie der Häuserchronik von Uehlfeld (2017) fügt sie nun ein Inventar der Gräber auf dem wohl 1905 erstmals genutzten und seit dem Folgejahr laufend belegten neuen Friedhof an der Erlanger Straße hinzu und bietet nach einer knappen Geschichte der Einrichtung auf reichlich illustrierten 676 Seiten Informationen über 1075 Verstorbene, v.a. aus der Zeit vor 1945.

Durch die Auswertung archivischer Quellen und einschlägiger Literatur gehen die Angaben zu den nach Grabnummern aufgelisteten Toten weit über ihre biografischen Eckdaten hinaus: Soweit möglich bezieht die Verfasserin unmittelbare Angehörige, berufliche Tätigkeit und Wohnadressen ein, für die es einen eigenen Häuserindex gibt; ein weiteres Register erschließt die Namen der Bestatteten und ihrer Ehegatten. Wie schon in ihren früheren Werken wird jeder Grabstein fotografisch und textlich mit Übertragung der deutschen bzw. Übersetzung der hebräischen Inschriften dokumentiert.

Das Ergebnis der immensen geleisteten Arbeit ist ein Kompendium der jüdischen Familien Fürths in einer entscheidenden Phase seiner Entwicklung zur Großstadt bis zu ihrer Vertreibung und Vernichtung. Dabei sind die genealogischen und wirtschaftlichen Verbindungen, z.B. im Hopfen- und Spielwarenhandel, zur seit 1850 in Nürnberg entstehenden Gemeinde, die bald die in der Nachbarkommune überflügelte, vielfältig, sodass auch hier Blumes Buch künftig regelmäßig bei Recherchen zum Vorkriegs-

judentum herangezogen werden muss. Daneben dient „Der neue jüdische Friedhof in Fürth“ dem Zweck, die von den Nationalsozialisten beabsichtigte *damnatio memoriae* der Verfolgten zu brechen und die Erinnerung an sie wachzuhalten. *Gerhard Jochem*

Felix A. Theilhaber: **Jewish Flyers in the World War**. Ed. by Elimor Makevet and Dieter H. M. Gröschel. Woodhall Spa: Cross & Cockade International 2019. 254 S. mit zahlr. Abb. £ 25,-

1924, auf dem Höhepunkt einer Diffamierungskampagne, in der deutsche Juden im Zusammenhang mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg als Drückeberger und Saboteure beschuldigt wurden, veröffentlichte Felix A. Theilhaber das Buch „Jüdische Flieger im Weltkrieg“. Der Autor war Militärarzt und wurde mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse ausgezeichnet. Sein Werk sollte ein Beitrag zum Abwehrkampf gegen den wachsenden Antisemitismus der extremen Rechten sein, indem es anhand konkreter Beispiele den Patriotismus und Mut seiner Glaubensgenossen bewies. Es enthielt die Namen von mehr als 120 Fliegern (Piloten, Beobachter, Schützen, Luftschiffer, Ballonfahrer und anderes fliegendes Personal), die sich freiwillig für diese neue und gefährliche Waffengattung bei Heer und Marine gemeldet hatten. Doch Theilhabers Hoffnung, mit Fakten die Hetze Julius Streichers und anderer widerlegen zu können, erfüllte sich nicht. Mit der Vernichtung des deutschen Judentums gerieten sein Buch und der in ihm portraitierte Personenkreis in Vergessenheit.

Es ist bezeichnend, dass sich 95 Jahre nach der Erstausgabe nicht eine Forschungseinrichtung in Deutschland, sondern *Cross & Cockade International*, eine Vereinigung von Luftkriegsenthusiasten 1914–1918, zur Publikation einer grundlegend überarbeiteten und erweiterten englischen Fassung bereitfand. Hierzu recherchierten die Herausgeber, Elimor Makevet (Israel) und Dieter H. M. Gröschel (USA), mit Hilfe zahlreicher Kollegen weltweit über mehr als zehn Jahre die Lebensläufe der jüdischen Flieger und erschlossen die gesammelten Informationen durch ein Namensregister, einen gemischten Sach- und Ortsindex sowie ein Glossar der militärischen Fachbegriffe und Abkürzungen. Als Ergebnis entstanden eine annotierte Übersetzung des darstellenden Teils und 245 biografische Datensätze, die, soweit sie nicht ohnehin neu erhoben wurden, Theilhabers Verzeichnis um das Schicksal der Betroffenen seit der NS-Zeit ergänzen.

Speziellen Erkenntnisgewinn für die Leserschaft im Großraum bieten die im Buch enthaltenen neun Nürnberger, sieben Fürther und fünf weitere Mittelfranken (außerdem 32 sonstige Franken, Bayern und Schwaben), oftmals Angehörige der bayerischen Fliegertruppe, ausgebildet bei den Flieger-Ersatz-Abteilungen in Schleißheim bei München oder Fürth, etwa Julius Lauer (Nürnberg 1893 - Baltimore 1978), einer der aktiven Piloten, die die Spitze der elitären Offiziersgruppe bildeten. Diese Angaben fügen regionalen jüdischen Einzel- und Familienbiografien sowie der Militärgeschichte interessante, bisher unbekannt Aspekte hinzu. *Gerhard Jochem*

Schulwesen, Bildung, Wissenschaft, Technik

Hannah Murphy: **A New Order of Medicine.** The Rise of Physicians in Reformation Nuremberg. Pittsburgh: University of Pittsburg Press 2019. X, 262 S. mit Abb. \$ 50,-

Dass Nürnberg zu den wichtigsten städtischen Zentren der Reformationsbewegung gehörte, ist hinlänglich bekannt. Die britische Historikerin Hannah Murphy unterstreicht in ihrer Monografie die kultur- und medizingeschichtliche Bedeutung Nürnbergs am Beispiel des „Aufstiegs der Ärzte“, wie sie es im Untertitel nennt. Im Zentrum stehen die Genese sowie die Wirkungen der von Joachim Camerarius vorgeschlagenen und 1592 schließlich verabschiedeten Nürnberger Medizinalordnung. Dabei zeigt Murphy, wie bei der Entstehung politische, persönliche und auch kontingente Rahmenbedingungen zusammenspielten bei der Formierung eines „early modern intellectual regimes“ (S. 5). Ihre Untersuchung konzentriert sich dabei auf das Spannungsfeld zwischen den politischen Privilegien, die die Ärzte sich erkämpften, dem theoretischen Setting, in dem sie sich als besonders vom Galenismus geprägte Ärzte bewegten, sowie ihrer eher eklektischen medizinischen Praxis.

Im ersten Kapitel verfolgt sie die Druckgeschichte der *Pharmacopeia*, Deutschlands erstes Register für Heilmittel, die 1547 in Nürnberg publiziert wurde. Die Diskussionen um diese Schrift, die eine Generation vor den Reformvorschlägen von Camerarius situiert sind, dienen ihr als Prolog. Sie rückt dabei den bürgerlichen Kontext, in dem die medizinischen Reformvorschläge vonstattengingen, ins Zentrum. Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der wachsenden Bedeutung der Stadtärzte bei der Entwicklung von „medical authority“ (S. 17) im 16. Jahrhundert. Sie untersucht dabei drei Bereiche der medizinischen Praxis: die Anatomie, die Entwicklung von medizinischen Heilmitteln sowie das Briefeschreiben, also die Etablierung von Netzwerken. Nicht zuletzt auch über den letzten Weg schrieben sich die Nürnberger Ärzte in ein europäisches Gelehrtennetzwerk ein. Mit Volcher Coiter (1534–1576) steht ein Arzt im Zentrum des dritten Kapitels, der ab 1569 in Nürnberg tätig war. Er ist allerdings aufgrund seiner anatomischen Untergrundstudie und seiner intensiven medizinalpolitischen Agitationen als eine gleichermaßen faszinierende wie ungewöhnliche Figur anzusehen. Es ist insofern klug gewählt, im vierten Kapitel mit Georg Palma (1543–1591) einen „gewöhnlichen“ Nürnberger Arzt zu untersuchen. Dieser häufte eine 600 Bände umfassende medizinische Fachbibliothek an und eignet sich als Exponent des medizinischen Denkens seiner Zeit. Sie zeigt an seinem Beispiel aber auch die vielfältige Gemengelage von theoretischen Ansätzen und der lokalen, durch eklektische Herangehensweisen geprägten Praxis. Joachim Camerarius der Jüngere (1534–1598) und seine umfangreiche Korrespondenz ist Thema des fünften Kapitels. In seiner Person verband sich die medizinische Community in Nürnberg mit der Welt. Sein Netzwerk „engaged hundreds of physicians in his quest to better procedural identification and demonstrated a dynamic esprit de corps among the empire’s practicing physicians“ (S. 18). Das sechste Kapitel schließlich analysiert die Eingaben von Apothekern und Ärzten im Kontext der Entstehung der Medizinalordnung von 1592.

Die relativ kurze Monografie Hannah Murphys beleuchtet ein faszinierendes Kapitel der Nürnberger Geschichte, basierend auf einer großen Anzahl archivalischer und

gedruckter Quellen. Die ärztliche „agency“, die zur Verabschiedung der städtischen Medizinalordnung führte, zeigt, wie stark sich das bürgerliche Selbstbewusstsein im 16. Jahrhundert auch in diesem Bereich entfalten konnte. Murphys Epilog, der das Fortwirken der Medizinalordnung im weiteren Verlauf der Frühen Neuzeit beleuchtet, macht deutlich, dass sich die weitere Beschäftigung mit diesem Thema lohnt. Gleiches gilt auch für das hier angezeigte, sehr gelungene Buch. *Benedikt Brunner*

Personen und Familien

Constantin Groth: **Wilhelm Löffelholz (1424–1475)**. Patrizisches Leben und politisches Handeln im Nürnberg des 15. Jahrhunderts (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 76). Neustadt an der Aisch: Schmidt 2017. VII, 522 S. mit Abb. € 39,-

In den von Michael Diefenbacher in Verbindung mit Werner K. Blessing, Franz Fuchs und Georg Seiderer herausgegebenen renommierten „Nürnberger Werkstücken“ ist als Band 76 im Jahr 2017 die hier anzuzeigende, 2014 abgeschlossene Würzburger Dissertation (Betreuer: Prof. Dr. Franz Fuchs, Prof. Dr. Helmut Flachenecker) von Constantin Groth erschienen. Forschungen zum reichsstädtischen Patriziat haben in den letzten Jahrzehnten ältere biographisch-familienbezogene Zugänge zu politisch oder kulturell herausragenden Repräsentanten in der städtischen Oligarchie erfreulicherweise stärker in das immer noch diskursiv recherchierte Netzwerks- und Kommunikationsgeschehen der Vormoderne eingeordnet. Das ist auch im vorliegenden Band trotz eines mikrohistorischen Ansatzes in exemplarischer Weise sehr gut gelungen. Dabei wurden auch urbane Scheuklappen gesprengt, wenn der Autor stets die Kontakte der Löffelholz zu den Reichsinstitutionen, oder anders formuliert zur europäischen Geschichte, in den Blick nimmt. Pars pro toto steht hier das Kapitel 4.5.: „Auf der großen Bühne: Vertretung Nürnberger Interessen auf dem kaiserlichen Tag von Nürnberg, 1470“ (S. 388–392). Wilhelm Löffelholz musste sich in Nürnberg gegen das im 15. Jahrhundert noch weit verbreitete politische Vorgangsrecht von Herkunft und Alter durchsetzen. Karrierevoraussetzungen in der Ratshierarchie folgten ungeschriebenen Gesetzen und dem Alter der Geschlechter, doch vertraute man zusehends mehr individuellen diplomatischen Fähigkeiten, wie Constantin Groth plausibel ausführte.

Zunächst interessiert die Frage, mit wem wir es eigentlich zu tun haben, wenn wir den patrizischen Protagonisten des Werkes, Wilhelm Löffelholz (1424–1475), näher studieren. Der Klappentext des Bandes gibt dazu ausführlich Antwort. Der Nürnberger Kaufmann Wilhelm Löffelholz entstammte einem wohlhabenden Bamberger Patriziergeschlecht. Aufgrund der hussitischen Bedrohung und des Immunitätsstreits zwischen Bischof, Domkapitel und Stadt siedelte sein Vater Hans Löffelholz 1435 mit der Familie von Bamberg nach Nürnberg über, Wilhelm war damals elf Jahre alt. Der Vater kaufte ein Haus am Weinmarkt und erwarb ein Jahr später, 1436, das Bürgerrecht der Reichsstadt. Da die Familie erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts nach Nürnberg zugezogen war, gehörte sie nicht zum Kreis der alten Geschlechter; somit blieb ihr zunächst der Zugang zu wichtigen Ämtern versagt. Konkret hieß das für die historische Überliefe-

zung, dass Wilhelm Löffelholz beispielsweise in der Stadtchronik des Johannes Müllner im Schatten Anton Tuchers stand, der dort paradigmatisch für den Erfolg im Aufstieg zu höchsten reichsstädtischen Ämtern porträtiert wurde. Trotz eingeschränkter Karrierechancen schaffte es Wilhelm Löffelholz aber, im Kleineren Rat kooptiert zu werden und das Amt des Älteren Bürgermeisters zu besetzen. Daneben war Löffelholz auch zeitweise Viertelmeister am Weinmarkt und Klosterpfleger bei den Augustinern.

Ob wir Wilhelm Löffelholz, der 1446 die Tochter des Nürnberger Ratsherrn Wilhelm Kunigunde Paumgartner heiratete, und dessen Stellung von Peter Fleischmann als „eine bedeutende, aber nie führende“ (S. 5) umschrieben wurde, zum Nürnberger Patriziat zählen dürfen, ist durchaus eine offene Frage. Diese Frage hätte man stärker gewichten können, ungeachtet der Tatsache, dass die Löffelholz von Colberg seit dem 16. Jahrhundert unstrittig zum Patriziat zählten. Die politisch, sozial und wirtschaftlich führenden Schichten in der süddeutschen Städtelandschaft – im Mittelalter bezeichnete man sie schlicht noch als *herren* oder *geschlechter* – erfuhren erst im Humanismus eine an antiken Vorbildern vorgenommene Neujustierung. Angehörige der reichsstädtischen Oligarchie wurden seit dem späten 15. und frühen 16. Jahrhundert zuerst in Grabinschriften und lateinischen Quellen als *patricii* bezeichnet; deutsche Quellen bezeichneten diese ratsfähigen Geschlechter als *patricier* oder als *patricische geschlechter*. Ihr gesellschaftliches Engagement führte einige Reichsstädte in der frühen Neuzeit nochmals zu einer späten Blüte. Zugleich öffneten Patrizier die Tore der alten Reichsstädte hin zu den Landgütern und Familienschlössern, in die sich die städtische Elite seit dem späten Mittelalter einkaufte. Das galt gleichermaßen für Reichsstädte mit ausgedehntem Land- und Spitalsbesitz wie Ulm, Nürnberg, Schwäbisch-Hall oder Rothenburg o.d. Tauber, oder für Städte wie Augsburg, Regensburg oder Schweinfurt, die ohne ein namhaftes Landgebiet auskamen. Nach der Mediatisierung der Reichsstädte zu Beginn des 19. Jahrhunderts verliert sich allerdings ihre Spur allmählich in den neuen Patrimonialgerichten des Adels und in den Königreichen Bayern und Württemberg (Wolfgang Wüst: Adeliges Selbstverständnis im Umbruch? Zur Bedeutung patrimonialer Gerichtsbarkeit 1806–1848, in: Adel und Adelskultur in Bayern, hg. v. Walter Demel u. Ferdinand Kramer, ZBLG Beiheft 32/2008, S. 349–376). Die Souveränität der neuen Landesherrschaften spiegelt sich auch in den Aktenbeständen der Löffelholzischen Eigen- und Gerichtsherrschaft wider. Im Februar 1807 schickte man aus Franken nicht zum ersten Mal einen *gehorsamen Bericht* nach München. Karl Friedrich Wilhelm von Löffelholz versprach Dekrete der Ministerien und Gerichte unabhängig vom Inhalt umgehend umzusetzen (StadtAN E 17/I Nr. 21, Bericht vom 9.2.1807).

Nach der Lektüre des vorliegenden Bandes, der durch ein ausführliches Orts- und Personenregister (S. 501–522) sehr gut erschlossen ist, bleibt für die Geschlechter- und Patrizierforschung die zu klärende Frage: War Wilhelm Löffelholz, der im Titel und im Band wiederholt als „der Patrizier“ (beispielsweise: S. 162, 407) angesprochen wurde, tatsächlich ein Patrizier? Ist das oft zitierte Selbstverständnis des spätmittelalterlichen Bürgertums bereits ein patrizisches Selbstbewusstsein? Die Eheschließung und die damit verknüpften Bindungen zum Handelshaus der Paumgartner ließen Wilhelm Löffelholz zwar zum Teilhaber im Waren- und Fernhandel werden, doch erfüllte sich damit nicht der patrizische Traum, einen am Adel orientierten Lebensstil zu führen.

Eher sprach da schon für ein frühes „patrizisches“ die Tatsache, dass der Protagonist sein aus Handel gewonnenes Kapital verstärkt in Grundbesitz und Renten anlegte.

Wolfgang Wüst

Franz Sonnenberger: **Der Brückenbauer. Conrad Georg Kuppler.** 1790–1842. Lebensbild des Nürnberger Technikpioniers an der Schwelle zum Industriezeitalter (Buchfranken 9). Röttenbach: Schrenk 2017. 143 S. mit zahlr. Abb. € 14,90

Als sich der frühere Direktor der Museen der Stadt Nürnberg in den Ruhestand verabschiedete, sagte er in seinem letzten Interview mit den Nürnberger Nachrichten, er wolle fortan vor allem fundierte Bücher schreiben. Mit der Biographie des Nürnberger Mechanikers, Ingenieurs, Erfinders, Unternehmers, Pädagogen und Publizisten Conrad Georg Kuppler liegt ein solches vor. Die Publikation basiert vor allem auf Archivalquellen aus Nürnberg und München sowie auf historischen Zeitschriften.

Kuppler war der Sohn eines fachlich ausgezeichneten, aber wirtschaftlich erfolglosen Orgel- und Instrumentenbauers. Von Kindesbeinen an lernte er im väterlichen Betrieb. Im Alter von Mitte Zwanzig gründete Kuppler dann eine eigene mechanische Werkstatt. Im Selbststudium hatte er sich umfangreiche Kenntnisse in Naturwissenschaft, Technik und Fremdsprachen angeeignet und Bücher, die er sich nicht leisten konnte, aber in der Bibliothek der „Gesellschaft zur Beförderung der vaterländischen Industrie“ vorfand, verschlungen. Die patriotische Gesellschaft hatte es sich zum Ziel gesetzt, Leute wie ihn zu fördern. Der Verein war ein Sammelbecken Nürnberger Gelehrter, Wissenschaftler, Unternehmer und Politiker, die die heimische Wirtschaft durch die Einführung neuer Produkte und Verfahrensweisen ankurbeln wollten. Die großen Zeiten Nürnbergs, in denen die Stadt als Zentrum des Handwerks und Handels Weltgeltung hatte, nahm man sich zum Vorbild. 1817 ernannte die Gesellschaft den damals 27-jährigen Kuppler zu ihrem Ehrenmitglied; die genauen Umstände sind unbekannt, Ständedünkel gab es jedenfalls keine.

In vielfacher Weise profitierte Kuppler von der Freundschaft, die ihn mit Johannes Scharrer verband. Der Hopfenhändler war Nürnbergs Zweiter Bürgermeister, Mitinitiator der Ludwigseisenbahn, Gründer der Städtischen Sparkasse und Polytechnischen Schule – er prägte Nürnberg wie kaum ein Zweiter zu seiner Zeit. Wenn Kupplers Name heute noch genannt wird, dann in der Regel im Zusammenhang mit dem von ihm geschaffenen Kettensteg. Auch das Buchcover ziert eine Abbildung des Kettenstegs und nicht etwa ein Porträt Kupplers, das erst auf S. 30 folgt. Im Buchtitel wird Kuppler als der „Brückenbauer“ bezeichnet, wobei der Autor im Schlusskapitel erklärt, dass er das mehr im übertragenen Sinne meint.

Der 1824 fertiggestellte Fußgängersteg über die Pegnitz beim Hallertor war zwar nicht die erste Hängebrücke Deutschlands, wie Scharrer bei der Einweihung behauptete, heute handelt es sich aber um die älteste noch bestehende Hängebrücke mit eisernen Ketten in Kontinentaleuropa. Frühere Bauwerke dieser Art hatten oft nur eine kurze Lebensdauer, manche stürzten spektakulär ein. Das Stadtbild der einstigen Industriemetropole ist nicht reich an Denkmälern aus den Anfangsjahren des Industriezeit-

alters, weshalb dem Kettensteg heute zu Recht besondere Aufmerksamkeit zuteil wird. Kuppler konstruierte ihn, ohne praktische Erfahrung im Brücken- oder zumindest Straßenbau zu besitzen. Viele seiner Konstruktionen kannte er nur aus Büchern, hatte ähnliche Geräte nie mit eigenen Augen gesehen.

Wie Scharrer war auch Kuppler ein „Hans Dampf in allen Gassen“, ihm war jedoch kaum Fortune beschied: 1817 entwarf Kuppler einen Zimmerofen zum Kochen, Heizen und zur Herstellung von Steinkohlegas für Lampen, konnte aber kein einziges Exemplar verkaufen. Von 1820 bis 1823 restaurierte Kuppler das Männleinlaufen an der Frauenkirche, das aufgrund von Beschädigungen jahrzehntelang stillgestanden hatte. Die Neukonstruktion funktionierte einige Jahre, bis sie außer Betrieb gesetzt wurde, weil nur der Konstrukteur den komplizierten Mechanismus warten konnte, was dem Magistrat auf Dauer zu teuer war. An der Entstehung der Ludwigseisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth arbeitete Kuppler bis 1833 mit, übernahm die technische Konzeption und die wirtschaftliche Kalkulation. Er war die technische Autorität in der Frühphase der Projektentwicklung. Mit seinem Konzept warb die Eisenbahngesellschaft erfolgreich um Investoren. Die Umsetzung übertrug man dann dem Ingenieur Paul Camille Denis und bootete Kuppler aus. Eine Waage für Kleingewerbe ließ sich Kuppler 1835 patentieren, scheiterte aber mit der Vermarktung. Den Bau eines von Kuppler entworfenen Gaswerks samt Gasbeleuchtungsanlagen für die Straßen Nürnbergs lehnte der Magistrat 1836 ab. Mehrere umfangreiche Veröffentlichungen aus Kupplers Feder zu Maschinenbau und Hydraulik fanden nur wenige Käufer.

Sonnenberger attestiert dem selbstbewussten und umtriebigen Konstrukteur allerdings „Scheitern auf höchstem Niveau“ (S. 125f.): Manchmal kalkulierte Kuppler falsch oder zu kompliziert, meist aber waren die Umstände ungünstig, es fanden sich keine Unterstützer in der Politik oder es traten Spezialisten auf, die den Generalisten Kuppler ausstachen. Langfristig erfolgreich war Kuppler nur als Professor am Polytechnikum. Auf Scharrers Initiative gründete die Stadt 1823 die Polytechnische Schule zur Aus- und Fortbildung von Lehrlingen, Gesellen und Meistern zahlreicher Gewerbe. Vom ersten Semester bis zu seinem Tod lehrte Kuppler dort Maschinenkunde, Mechanik und Darstellende Geometrie.

Sonnenbergers Studie ist reich an technischen Details, und sie gewährt mehr als nur einen flüchtigen Blick auf das Leben in Nürnberg in der spannenden Übergangszeit vom Ende der alten Reichsstadt bis zum Vormärz, als sich die lange gewachsenen politischen, gesellschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse binnen weniger Jahre grundlegend änderten. Das Werk ist wissenschaftliche Lektüre und zugleich unterhaltsamer zu lesen als manch historisierter Roman. Das wahre Leben schreibt bekanntlich die besten Geschichten.

Pascal Metzger

Martina Christmeier und Alexander Schmidt (Hrsg.): **Albert Speer in der Bundesrepublik.** Vom Umgang mit deutscher Vergangenheit. Ausstellungskatalog des Dokumentationszentrums Reichsparteitagsgelände (Schriftenreihe der Museen der Stadt Nürnberg 13). Petersberg: Imhof 2017. 88 S. mit zahlr. Abb. € 9,80

Albert Speer (1905–1981) war Hitlers favorisierter Architekt, der für ihn gigantische Bauvorhaben wie das Reichsparteitagsgelände in Nürnberg plante. Als überzeugter Nationalsozialist stellte er in zahlreichen hohen Funktionen – u.a. als Generalbauinspekteur für die Reichshauptstadt Berlin (1937), Reichsminister für Bewaffung und Munition (1941) und für Rüstung und Kriegsproduktion (1943) – sein Organisationstalent in den Dienst des NS-Regimes. Er war maßgeblich an der Judenverfolgung, den Verbrechen in den KZ und mit dem Ausbau des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau am Völkermord an den europäischen Juden beteiligt.

Im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess entging er der Todesstrafe, weil es ihm gelang, seine Rolle als einer der Haupttäter des NS-Regimes herunterzuspielen und den Internationalen Militärgerichtshof mit seinem vermeintlich ehrlichen Bekenntnis von Reue und Einsicht zu täuschen. Weder habe er über Informationen zu den Kriegsplanungen des NS-Regimes noch zu den Staatsverbrechen verfügt: „Von den scheußlichen Dingen habe ich nichts gewusst.“

Diese Strategie blieb, von früheren Mitarbeitern tatkräftig unterstützt, sein „Lebens-Tonband“ (Heinrich Breloer), das er nach Verbüßung seiner 20jährigen Haftstrafe konsequent weiterbesprach. Ihm gelang damit eine zweite Karriere als Bestsellerautor und gefragter Zeitzeuge. Entscheidend dazu trugen die Veröffentlichungen der *Erinnerungen* und der *Spandauer Tagebücher* bei, die W. J. Siedler in dem von ihm geleiteten Propyläen-Verlag mit seinem Lektor Joachim C. Fest herausgab. Die bundesdeutsche Nachkriegsgesellschaft nahm diese Entlastungsmärchen nur zu gerne auf und schob dem „Dämon“ Hitler die alleinige Verantwortung für die NS-Verbrechen zu. Damit vertuschte sie die Beteiligung ihrer Funktionseliten im Dritten Reich an Krieg und Massmord und die breite Zustimmung der Bevölkerung für das NS-Regime.

2005 hatte Heinrich Breloer mit der Dokufiktion *Speer und Er* den Raum für eine Neubewertung des Architekten geschaffen. Die Ausstellung *Albert Speer in der Bundesrepublik. Vom Umgang mit deutscher Vergangenheit*, die das Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände von April 2017 bis 2018 präsentierte, zerstörte dann den Mythos vom talentierten, aber ahnungslosen Architekten grundlegend. Mit entsprechend großem Medienecho im In- und Ausland geriet sie zur bestbesuchten Schau seit Bestehen des Hauses.

Die Präsentation entstand in mehrjähriger Zusammenarbeit mit dem Institut für Zeitgeschichte und dem Historiker und Speer-Biografen Magnus Brechtken, dessen Forschungsergebnisse die Grundlage dafür lieferten. Von ihm und dem Ausstellungsteam sind die Beiträge im gleichnamigen Katalog verfasst. In komprimierter wie gut verständlicher Form bilden sie die vollständige Geschichte dieses herausragenden NS-Kriegsverbrechers ab und unterstreichen, dass die eigentlichen Experten in Sachen Speer KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter waren. Inhaltlich ist der Katalog entsprechend der dreiteiligen Ausstellungsanordnung *Speer als Marke – Speer-Legende – Forschung statt Fabeln* strukturiert. Vorgestellt werden Speers Mitarbeiter und Vermittler seiner Lügengebäude, Schlüsseldokumente widerlegen jeden Zweifel an den jeweiligen Sachverhalten. Im letzten Teil kommen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen zu Wort, die mit ihren Forschungsarbeiten den Mythos Speer dekonstruierten und widerlegten. Er nimmt entsprechend deren Bedeutung die Hälfte des Katalogs ein, bei dem es sich um ein Qualitätsprodukt allerersten Ranges handelt. *Eckart Dietzfelbinger*